

buchbesprechungen

Die Hammersteins: ein ungewöhnlicher Clan

Der 3. Februar 1933 steht für einige Eigenheiten im neusten Buch von Hans Markus Enzensberger. Mit diesem Datum beginnt der Autor seine dokumentarische Montage über den 1878 im Mecklenburg-Strelitz geborenen Freiherrn von Hammerstein und seine Familie. In „Ein Diner mit Hitler“ greift Enzensberger diesen denkwürdigen Abend später wieder auf, als der neue Reichskanzler dem Chef der Heeresleitung – diese Position hatte Hammerstein von 1930 bis 1934 inne – in dessen Dienstwohnung seinen Antrittsbesuch abstattete und vor hochrangigen Vertretern des Militärs eine Rede mit den Kernpunkten seiner Ideologie hielt: Diktatur im Innern, Eroberung des „Lebensraums“ im Osten, Terminierung des Angriffkrieges. Diese Rede soll mitstenografiert und in die Hände Moskaus gelangt sein, vielleicht sogar unter Mithilfe der Töchter des Generals. Einen genauen Ablauf und die exakten Hintergründe jenes Abends erfährt der Leser nicht, eher eine Beleuchtung durch mehrere erzähltechnische Verfahren, so dass Fragezeichen bleiben. Aber so soll es wohl auch sein: Das Buch ist keine nach strengen wissenschaftlichen Maßstäben verfasste historische Abhandlung, sondern eine Collage aus insgesamt 81 kurzen Kapiteln mit historischen Reflexionen, fiktiven Interviews, Hintergrundinformationen und Auszügen aus bislang unveröffentlichten Dokumenten.

So erschließt sich die Persönlichkeit Hammersteins dem Leser nur vage, etwa durch Anekdoten, die man über ihn im Familienkreis erzählte („Ein gewisser Hang zum Luxus war ihm nicht fremd. Er liebte seinen Cognac und eine gute Zigarre“, S. 24), oder durch Äußerungen von Zeitgenossen, wie von Schwerin von Krosigk, dem Finanzminister Hitlers, der Hammerstein nach dem Krieg als „eine der stärksten strategischen Begabungen der deutschen Armee“ (S. 74) bezeichnete. Ein Fehler sei jedoch immer stärker bei ihm hervorgetreten: die Faulheit. Der passionierte Jäger sei nur gelegentlich in Berlin aufgetaucht (ebd.). Erich von Manstein, 1949 als Kriegsverbrecher verurteilt, wiederum lobt in seinen von Enzensberger zitierten Erinnerungen Hammersteins „militärische Begabung (...) ergänzt durch ein ausgesprochen klares politisches Urteil“ (S. 77).

1907 hatte Leutnant Karl von Hammerstein Maria, die Tochter von Wernher von Lüttwitz, dem späteren Drahtzieher beim Kapp-Putsch, geheiratet und zwar trotz dessen ausdrücklicher Missbilligung. Sieben Kinder gingen aus dieser Ehe hervor, „bekannt für ihre Wildheit und rebellische Natur“ (S. 24), und auch deren Lebenswege verfolgt Enzensberger – bis in die jüngste Zeit. Die Familie durchlebte bis zum Einzug in den Bendlerblock soziale „Wechselbäder“ zwischen Einladungen bei befreundeten Adelsfamilien und dem Alltag in bescheidenen Verhältnissen bei Würstchen und Kartoffelsalat. Zwei Töchter wurden Mitglieder der Kommunistischen Partei: Marie Luise war mit dem Kommunisten und Juden Werner Scholem liiert, Helga wiederum mit Leo Roth, dem Sohn eines jüdischen Kleinhändlers, der als Funktionär für die KPD arbeitete und 1937 im Zuge der stalinistischen „Säuberungen“ umgebracht wurde. Hammerstein starb 1943, und Ursula von Kar-

dorff, die auf seiner Beerdigung war, schreibt: „Ich kannte kaum einen Menschen, der so offensichtlich ablehnend gegen das Regime war, ohne jede Vorsicht, ohne jede Furcht. Erstaunlich, dass er nie verhaftet worden ist. Er (...) sagte schon 1939 voraus, dass wir den Krieg verlieren würden“ (S. 270).

Man nimmt Anteil an den verschiedenen Lebenswegen, so auch an denen der Söhne Ludwig und Kunrat, die dem erweiterten Widerstandskreis des 20. Juli zuzurechnen sind. All diese Spuren verdichten sich zu einem spannend zu lesenden Zeugnis über eine ungewöhnliche, engagierte Familie, die viel Zivilcourage zeigte und wenig angepasst war. Nicht zuletzt die Ehefrau Maria (gest. 1970), die als betagte Dame die Angewohnheit hatte, „früh morgens in den Dahlemer Parks barfuß auf den Rasenflächen spazierenzugehen. Ein Parkwächter machte sie darauf aufmerksam, dass dies nicht gestattet war. Sie sah ihn entgeistert an und antwortete: ‚Mein Gott, junger Mann, was sind Sie spießig.‘“ (S. 318)

Enzensberger erklärt in seinem Postskriptum, dass dieses Buch kein Roman sei. Seine subjektiven Urteile lässt der Autor in der Form von Glossen erscheinen, etwa seine essayistischen Reflexionen zu den „Schrecken der Weimarer Republik“ oder die Historie der deutsch-russischen Beziehungen unter dem Titel „Die russische Wippe“. Daneben macht er Gebrauch von fiktiven Unterhaltungen in der Form des Totengesprächs. Kurt von Hammerstein wird gleich dreimal postum interviewt, hier ein Auszug: „E: Was haben Sie eigentlich von ihm [von Hindenburg] gehalten?

H: Ich kannte Hindenburg aus dem Ersten Weltkrieg. Politisch eine Null, aber mir gegenüber hat er sich ganz anständig verhalten. Er war sogar der Taufpate meines Sohnes Ludwig. Und er hat mir geholfen, meinen Abschied durchzusetzen und dafür gesorgt, dass ich nicht ins KZ kam. Bis zu seinem Tod im August 1934 konnte er mich schützen.“ (S. 133)

Wissenschaftliche Ansprüche erhebe seine Arbeit nicht, wer Genaueres wissen möchte, möge sich an das Literaturverzeichnis halten. Mit diesen Hinweisen greift Enzensberger in seinem Postskriptum einer möglichen Kritik an seiner Vorgehensweise vor. Die vielen Zitate aus Briefen und Erinnerungen sind beispielsweise nicht mit Fußnoten versehen. Es wird aber, trotz mancher Vereinfachung in der Darstellung der historischen Zusammenhänge, mehr als deutlich, dass Enzensberger umfassend und sorgfältig recherchiert hat.

**Hans Magnus Enzensberger:
Hammerstein oder der Eigensinn – eine deutsche Geschichte. Frankfurt am Main:
Suhrkamp Verlag, 2008**

Cornelia Pieroth

Orli Wald: Widerstand, KZ, schwieriges Überleben und früher Tod

Das hier vorgestellte Buch erzählt von einer Frau aus der Arbeiterbewegung, ihrem frühem Widerstand gegen die Nazis, Repression, KZ-Haft, dem schwierigen Leben nach der Befreiung und ihrem frühen Tod. Aurelia Torgau, genannt

Orli, geboren im Juli 1914 im nordfranzösischen Bourrel, wächst in Trier auf, in einer sozialistisch geprägten Familie. Zwei Brüder werden im März 1933 von „SA-Hilfspolizisten“ verhaftet und bis 1934 in Sonnenburg und Esterwegen festgehalten. Auch Orli ist bereits mit 20 Jahren „sehend“ (G. Weisenborn) und in der kommunistischen Jugendgruppe gegen die Nazis aktiv. Sie verteilt Flugblätter gegen die Entrechtung der Arbeitnehmer, die Verfolgung von Regimegegnern und Juden, die Kriegsvorbereitungen und unternimmt Kurierfahrten zwischen Trier und Luxemburg. Die Gruppe wird denunziert und Ende März 1936 verhaftet – sie teilt das Schicksal von über 34.000 linken Antinazis, die zwischen 1933 und 1936 verhaftet wurden. Sie wird zu 4 1/2 Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach Ende der Haftzeit in Ziegenhain wird sie ins KZ Ravensbrück verschleppt, wo sie Ende Dezember 1940 ankommt. Im März 1942 wird sie ins KZ Auschwitz verlegt, zunächst in das Stammlager Auschwitz I, sie wird Häftlingsnummer 502. Einer der ersten Eindrücke: Ihnen wird bei Todesstrafe verboten, durch das mit einer grünen Pappe zugenagelte Fenster zu schauen, aber „sie wollten sehen und sie wollten wissen“. Das Fenster führt zur „schwarzen Wand“ des Blocks 10, dort werden Lagerstrafen vollzogen und Exekutionen durchgeführt. Kurze Zeit später wird sie ins neu errichtete Frauenlager Birkenau verlegt. Sie soll das Krankenrevier mit aufbauen, wird als Pflegerin eingesetzt, im Jahr 1943 zur Lagerältesten des Häftlingskrankenbaus ernannt. Es geht ihr weniger schlimm als den Frauen in den Arbeitskommandos. Was ihr vor allem zusetzt und sie als Trauma bis zu ihrem Lebensende begleitet: der allgegenwärtige Tod und die Aufgabe als „Funktionshäftling“. Das Krankenrevier ist nicht in erster Linie ein Ort der Heilung, sondern Schauplatz für Tötungen und Selektionen der Kranken und Schwachen durch die SS für die Gaskammer. Besonders berührt Orli das Schicksal eines fünfjährigen blinden Mädchens, das sie drei Monate betreute und das von einem SS-Pfleger durch eine Phenol-Spritze ins Herz umgebracht wurde. Ihre Erzählung darüber schließt mit: „Kleine Christel, ich kann dich nie vergessen. Als ich dich holen kam, warst du still und kalt. In deiner zarten Kinderbrust war ein kleiner runder Stich ...“ Die Augen der toten Kinder lassen sie nie mehr los ...

Als Lagerälteste des Krankenreviers stellt sie unter doppeltem Druck: Einerseits soll sie die Befehle der SS ausführen, zur Arbeit einteilen, für Ordnung sorgen, andererseits sich für ihre Mitgefangenen einsetzen, ihnen helfen. Wie aber soll sie das anstellen „in einer Umwelt, in der jede Entscheidung, egal wie sie getroffen wurde, ein Menschenleben kosten konnte“? Mit List, Kraft und Mut kämpft sie ums Überleben für andere und sich. Einige Mitgefangene halten sie für unausgeglichen, manchmal habe sie Anordnungen der SS genau ausführen lassen, dann wieder habe sie sich ganz heftig für Mitgefangene eingesetzt. Sie rettet Mithäftlinge vor dem Tod (z.B. Luba F., deren Geschichte erzählt wird) – und doch wirft sie sich zeitlebens vor, nicht genug getan zu haben, denn die allermeisten starben trotz ihrer Rettungsversuche.

Mitte Januar 1945 wird sie auf den Evakuierungsmarsch nach Ravensbrück geschickt, ins Nebenlager Malchow überwiesen, Ende April flieht, sie mit einer Gruppe Frauen, sie werden

auf der Flucht von Sowjettruppen erreicht und übel misshandelt. Am 20. Mai meldet sie sich im Antifa-Büro in Berlin-Pankow. Sie engagiert sich, fängt an zu schreiben, die Berliner Zeitung bringt im Juni 1945 ihre „Letzten Erinnerungen an Luise Kautsky“. Aber bald bricht die Tuberkulose wieder auf. Im Sanatorium Sülzhayn/Harz lernt sie den Widerstandskämpfer Eduard Wald kennen, sie heiraten und ziehen nach Hannover, brechen bald darauf mit der KPD. Sie ist durch die Haft körperlich und seelisch geschwächt. Sie findet zunächst keine psychiatrische Betreuung – Eugen Kogon hatte schon 1946 kritisiert, dass für ehem. KZ-Häftlinge keine „Vorbereitungen für den Übergang zur Normalität“ geschaffen wurden – die seelischen Folgen der KZ-Haft werden z.T. auch im Entschädigungsverfahren nicht (an)erkannt. Die nächsten Jahre sind ein gesundheitliches und psychisches Auf und Ab, sie findet keine Ruhe, „nachts stehen die Toten von Auschwitz wieder auf“. 1962 stirbt sie an den Folgen der KZ-Haft. Jahre später wurde in Hannover eine Straße nach ihr benannt und in Trier ein Stolperstein für sie verlegt.

Die persönliche Lebens- und Leidensgeschichte von Orli Wald ist eingebettet in Schilderungen der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklung, des KZ-Systems und in Berichte von Mitgefangenen. Vor allem auch die eigenen Prosastücke, mit denen sie das Unfassbare zu verarbeiten suchte, lassen ein eindringliches Bild entstehen: einerseits die Täter, wie „ganz normale Menschen“ unter den Bedingungen des KZ-Systems zu willigen Vollstreckern wurden; andererseits die Opfer, ihre Entpersönlichung, Ausbeutung, Schwächung, das alltägliche Sterben und die massenhafte Ermordung von Menschen, der Kampf jeder gegen jeden und der Erhalt menschlicher Werte, Eigensinn und Solidarität. Und das Bild einer Frau, die sich auch dank der Hilfe von Mitgefangenen eine tiefe Humanität bewahrt hat.

Bernd Steger/Peter Wald: Hinter der grünen Pappe. Orli Wald im Schatten von Auschwitz – Leben und Erinnerungen. Hamburg: VSA-Verlag, 2008

Hermann Unterhinninghofen

Antifaschistischer Widerstand im deutsch-tschechischen Grenzgebiet

Im vergangenen Jahr war es 70 Jahre her, dass der deutsch besiedelte Teil der CSR von Hitler-Deutschland annektiert wurde. Einer, der noch äußerst lebendig vom damaligen couragierten Kampf von Deutschen gegen die Nazis berichten kann, ist der heute 87-jährige Lorenz Knorr, seinerzeit Vorsitzender der Sozialistischen Jugend (SJ) und Bezirksleiter ihrer Pionierabteilung in Eger (heute: Cheb). Er hat nun eine Edition von überwiegend unveröffentlichten Texten vorgelegt, die eine wahre Fundgrube für die Widerstandsforschung ist. In dem Band werden textliche Raritäten ausgebreitet, die eindrucksvoll Zeugnis ablegen vom antifaschistischen Kampf junger Sozialisten in bzw. aus Deutsch-Böhmen gegen den Henlein- wie den Hitler-Faschismus. Es handelt sich mehrheitlich um Protokolle, Gesprächsnotizen, Analysen und Berichte von Egerer SJlern aus den Jahren 1935 bis 1938, um Dokumente aus der Phase ihres Kampfes gegen die sodann dort etablierte NS-

Herrschaft und über ihr noch riskanteres konspiratives Wirken innerhalb der Wehrmacht. Aus Sicherheitsgründen wurden sie damals unter weitgehendem Verzicht auf Klarnamen sowie ohne präzise Zeit- und Ortsangaben mit Geheimschrift geschrieben und dazu noch verschlüsselt. Etliche von ihnen sind in Stanniol verpackt und dann im Garten von Knorrs Eltern in einem wasserdichten Behältnis sorgsam vergraben worden und konnten so gerettet werden. Nachzulesen sind schließlich auch Zeitzeugenberichte, die von Knorr gleich nach dem Krieg oder auch erst sehr viel später verfasst worden sind. Knorrs Quellenedition gewährt ungeschminkte Einblicke in die im Sommer 1938 erfolgte Umstellung der politischen Arbeit der jungen Antinazis des Egerlandes auf die Erfordernisse der Konspiration, wobei sie an ihrem bisherigen Volksfrontkurs festhielten. Ihr seit längerem schon für die reichsdeutsche SPD nach Oberfranken und Sachsen realisierter antinazistischer Schriftenschmuggel wird für die Leser ebenso transparent wie Plakat-Aktionen und Sabotageakte seit 1939, darunter die Sprengung von vier Bahnstrecken. Später wurden polnische Partisanen bei deren ebenso wagemutigem wie effektivem Vorgehen gegen strategisch wichtige Eisenbahnverbindungen unterstützt. Besondere Beachtung verdienen die Hinweise auf die gekonnt getarnte Funk- und Feldpostverbindung, mit der während der gesamten Kriegsjahre der Kontakt der Gruppen untereinander und ins Ausland gehalten werden konnte, auch mit dem nach London exilierten Hauptvorstand der Sozialdemokratie der CSR.

Ähnliche Höhepunkte der Widerstandsforschung stellen zwei weitere Texte des Bandes dar: In einem davon ist von Gesprächskontakten zu erfahren, die der zwischenzeitlich der Strafkompagnie entronnene, nun schwerkriegsbeschädigte Knorr im Herbst 1943 an der Ostfront mit zwei in die Militärverschwörung gegen Hitler involvierten Generalstabsoffizieren, einer davon ein Freund von Helmuth James Graf von Moltke, hinsichtlich der Voraussetzungen und Chancen für einen Umsturz geführt hat (S. 171 ff.). Bei seinen diesbezüglichen Gesprächsnotizen frappt die Freimütigkeit, mit der beiderseits höchst brisante Details aus der jeweiligen Widerstandsarbeit zur Sprache gebracht worden sind. Hier wird jenes horrende Risiko erkennbar, dem sich Antifaschisten aussetzen mussten, wenn sie ihre Operationsbasis zu verbreitern trachteten. Nachdem Knorr zuvor schon in der Wehrmacht kleinere Antifa-Zellen, auch ein in einigen Funktrupps verankertes, international agierendes Widerstandsnetz hatte initiieren können, avancierte er daraufhin sogar zum Geheimpunker der oppositionellen Offiziere in seinem Einsatzbereich. In der Endphase des Krieges wurde er schließlich in Schlesien von einem Stabsoffizier wegen seiner illegalen Funkkontakte denunziert. Nur das vom Herannahen der Roten Armee verursachte Durcheinander der deutschen Kampfverbände ermöglichte es Knorr, mit knapper Not dem ihm zugeordneten Kriegsverfahren zu entkommen. In einem weiteren Protokoll berichtet Knorr über eine Unterredung, die er ebenfalls 1943 in Wiesbaden mit einem der dortigen zivilen Regimegegner hatte führen können (S. 200 ff.). Der Wiesbadener bekannte sich dabei zu einer „Gemeinschaft illegaler sozialistischer Gewerkschafter“, in der viele einstige Funktionäre der Arbeiterbewegung in Verbindung stünden mit adeligen, bürgerlichen und militärischen Oppositionellen. Er nannte hierbei einige Militärs

mit deren Klarnamen, desgleichen mehrere an der Verschwörung beteiligte sozialistische Spitzenfunktionäre, wie etwa Wilhelm Leuschner, Theodor Haubach, Julius Leber und Carlo Mierendorff. Dieses Gesprächsprotokoll ist eine Sensation für die Widerstandsforschung. Denn es bestätigt nachdrücklich die von der universitären Geschichtsschreibung noch immer meist hartnäckig übersehenen bzw. fehlinterpretierten Hinweise von Emil Henk, Ludwig Bergsträsser, Willy Knothe, Walter Maschke, Willy Jesse und vielen anderen auf die Existenz des reichsweiten sozialistisch-gewerkschaftlichen Vertrauensleutenetzes von Wilhelm Leuschner und seinen Mitstreitern, das bei einem glücklichen Militärschlag gegen das NS-Regime sofort hätte aktiviert werden sollen. Den Belegen für eine doch recht breite militärische und zivile Basis der Untergrundbewegung des „20. Juli“ ist bislang zu wenig Beachtung geschenkt worden, und weiteres Erforschen wird zunehmend schwieriger, zumal speziell diesbezüglich keine weiteren Zeitzeugen mehr aussagen können. Umso dankbarer müssen wir Lorenz Knorr sein für sein großartiges, unser Wissen über den Widerstand gerade in dieser Hinsicht entscheidend erweiterndes Werk.

Lorenz Knorr: Gegen Hitler und Henlein. Antifaschistischer Widerstand unter den Sudeten und in der Wehrmacht. Köln: PapyRossa Verlag, 2008

Axel Ulrich

Der Krieg der Erinnerung

Der von Harald Welzer editierte Band untersucht auf der Grundlage der Ergebnisse des Forschungsprojekts „Vergleichende Tradierungsforschung“ die Weitergabe von Vergangenheitsvorstellungen und ihre Gegenwartswirksamkeit im Dialog der Generationen in verschiedenen europäischen Nachkriegsgesellschaften. Dabei geht es insbesondere um die Frage, in welchem Verhältnis die in privaten Erinnerungsgemeinschaften – wie z.B. der Familie – tradierten Bilder und Assoziationen von der nationalsozialistischen Expansion und dem Zweiten Weltkrieg zum institutionell vermittelten Geschichtsbild stehen. Der vorliegende Band stellt damit inhaltlich und methodisch eine Fortsetzung früherer Arbeiten Welzers dar.

In den Gesellschaften der Länder Norwegen, Dänemark, Serbien, Kroatien, Schweiz und den Niederlanden bewegt sich die offizielle Deutung des Zweiten Weltkriegs zwischen universalistischer und nationaler Erinnerungspolitik, vor allem in jenen Bereichen, in denen Bezugnahmen auf die Vergangenheit weitreichende Folgen für die heutige kulturelle und soziale Identität haben. Im Zuge der Europäischen Integration und der Systemtransformation in Osteuropa kommt es dabei einerseits zu einer Neuverhandlung nationaler Geschichtsschreibung, andererseits zu einer Öffnung nationaler Geschichtsschreibung hin zu einer transnationalen Perspektive.

Diese transnationale Perspektive sieht im Holocaust einen negativen Gründungshorizont des neuen Europa, sie steht aber gleichzeitig im Konflikt mit nationaler Erinnerungspolitik, wo sie die nationale Identität mit den Topoi Schuld, Kollaboration und Widerstand in Frage stellt. Geschichtspolitik als Mittel der nationalen Erinnerungspolitik ist dabei in allen untersuchten Ländern Paradigmenwechseln

unterzogen und dient so als Basiserzählung der nationalen Identitätsstiftung in den Nachkriegsgesellschaften. Diese Basiserzählungen konstruierten dabei Mythen über die Rolle der eigenen Nation im Zweiten Weltkrieg, oft indem negativ besetzte Topoi wie Kollaboration oder Antisemitismus gezielt aus diesem Kontext ausgeklammert wurden. Dabei konstatiert Welzer auch bereits in früheren Studien, dass die private Erinnerungspraxis oft psychologischen Bedürfnissen, wie dem Wunsch nach stabiler Identität, folgt und sich durchaus im Widerspruch zu Geschichtspolitik und Wissenschaft verhalten kann. Die Autoren, wissenschaftliche Mitarbeiter des Forschungsprojekts „Vergleichende Tradierungsforschung“, untersuchen auf Basis von Interviews mit verschiedenen Alterskohorten aber schwerpunktmäßig die private Erinnerungspraxis, und stellen diese in Bezug zur wissenschaftlich belegten Empirie oder der Geschichtspolitik. In Einzel- und Gruppeninterviews legten Probanden aus verschiedenen Alterskohorten ihre Perspektive auf Holocaust und Zweiten Weltkrieg dar. Diese Interviews bilden das Quellenmaterial für die Untersuchung der privaten Erinnerungspraxis. Die Bezugnahme auf den Holocaust und die Zeit des Zweiten Weltkriegs folgt dabei unmittelbar den Bedürfnissen der Identitätsbildung. Diese geschieht für Individuen in einem sozialen Raum, der sowohl vom unmittelbaren privaten Umfeld, aber auch von Erinnerungsgemeinschaften und Geschichtspolitik bestimmt ist. (S. 38) Das entstandene Spannungsfeld der Tradierung der Erinnerung im sozialen Raum ist folgenreich: Institutionell vermitteltes Wissen erzeugt beim Individuum ein klar negatives Bild über den Nationalsozialismus, gleichzeitig überschneidet sich das Wissen mit einer Zeit, in der sich auch das eigene Leben oder das naher Verwandter vollzieht. Familienbeziehungen müssen mit diesem Wissen in Einklang gebracht werden, der eigenen Person oder den nahen Verwandten muss ein Platz in dieser Erinnerung zugewiesen werden. Aus der deutschen Studie zeigt sich, dass dies ein in der eigenen Erinnerung mit positiven Attributen besetzter Platz sein muss. Aus der Frage, in wie weit dies ein spezifisch deutsches Phänomen ist, entwickelte sich das Projekt zur „Vergleichenden Tradierungsforschung“. Darin wird auf der Grundlage von Familiengesprächen, Mehrgenerationeninterviews und Gruppendiskussionen untersucht, welche Rolle die Bezugnahme auf die Vergangenheit in den Wahrnehmungen und Deutungen der Befragten in den verschiedenen Generationen spielt (S. 10). Dabei zeigt auch der Vergleich der Generationen, dass die eigene Erinnerung nicht nur durch die Familienbeziehungen beeinflusst wird, sondern sich sowohl der Paradigmenwechsel der Geschichtspolitik, wie auch leidvolle Erfahrungen in der eigenen Biographie – wie z.B. der jugoslawische Bürgerkrieg – unmittelbar auf die Erinnerung an Holocaust und Zweiten Weltkrieg ausprägen. Entsprechend fällt die private Erinnerung in den verschiedenen Ländern unterschiedlich aus. Länder wie Dänemark, Norwegen, die Schweiz und die Niederlande sind dabei durchaus noch von dem Mythos der widerständigen, moralisch guten Nation geprägt, und Kollaboration und Antisemitismus finden kaum Eingang in diese Erinnerung. In Serbien und Kroatien hat mit dem geschichtspolitischen Paradigmenwechsel und dem Bürgerkrieg eine Erosion der Basiserzählung der Nachkriegszeit stattgefunden, und die Erinnerung an den

Zweiten Weltkrieg wird im Zuge veränderter Identitäten umgedeutet und polarisiert. Die Arbeit Welzers ist dabei durchaus anschlussfähig an aktuelle Forschungsdiskurse über Geschichtspolitik und nationale Identität in der Geschichtswissenschaft, wie sie z.B. von Eric Hobsbawm oder Edgar Wolfrum vertreten werden. Sie schließt aber durch die sozialwissenschaftliche Methodik und dem Fokus auf sozialpsychologische Aspekte, die Mikroebene der Erinnerung ein. Offen bleibt jedoch die Frage, inwieweit der Befund eines Auseinandergehens von privater Erinnerungspraxis und offizieller Geschichtspolitik noch nicht den Modus des Zusammenwirkens beider Erinnerungsräume nachweist.

Harald Welzer (Hg.): Der Krieg der Erinnerung. Holocaust, Kollaboration und Widerstand im europäischen Gedächtnis. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 2007

Benjamin Huhn

„Lebensunwert?“ – Psychiatrie im NS-Staat

Dieser Band hat es in sich. Paul Wulf und Paul Brune: Zwei Lebensschicksale, zwei Männer, die ihre Kindheit und Jugend in Heimen und psychiatrischen Abteilungen verbringen mussten und dort zwangssterilisiert worden sind. Paul Brune wurde nach mehr als 60 Jahren rehabilitiert, einer der Ersten, der als Opfer der NS-Psychiatrie anerkannt worden ist. Paul Brune und Paul Wulf – zwei Männer, die gegensätzlicher nicht sein könnten. Paul Wulf, nach dem sich auch die Gruppe der Herausgeber benannt hat, war eine schillernde und sehr politische Persönlichkeit jenseits jeden Mainstreams. Er unterstützte Kriegsgefangene und war später Mitbegründer des Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes (VVN). Vorübergehend engagierte er sich in der KPD und in ML-Gruppen. Er ließ sich nicht vereinnahmen. Sein größtes Engagement galt der Aufklärung der Verbrechen an psychisch kranken und behinderten Menschen. Die Form seiner Aufklärung in Collagen und Ausstellungen war eindrucksvoll, künstlerisch und vor allem überzeugend. Seine Arbeiten waren bestens recherchiert und politisch hoch brisant. 1991 erhielt er das Bundesverdienstkreuz – schwacher Trost oder Zeichen eines gesellschaftlichen Wandels? Paul Wulf starb 1999. Paul Brune lebt noch und er lebt mehr im Stillen. Auch er hatte einen zähen und langen Kampf um seine Anerkennung als Verfolgter des Nazi-Regimes hinter sich. Von seinen Eltern aus wirtschaftlicher Not ins Heim gegeben, hatte man ihn dort trotz anderer gutachterischer Erkenntnisse als „Schwachsinnigen“ eingestuft. Um ihn vor dem Tod zu retten, stimmten seine Eltern der geforderten Bedingung zu: seiner Zwangssterilisation. Dieser als „schwachsinnig“ eingestufte Mensch durfte daraufhin die Anstalt verlassen, machte Abitur und studierte. Hier endete seine berufliche Karriere: Ein Beamter der Sozialverwaltung fordert seine Akten an. Paul Brune wurde daraufhin nicht mehr in den Schuldienst aufgenommen. Dieser Band ist mehr als nur die gelungene Darstellung der Jugend der beiden Männer unter dem Diktat der Eugenik und ihres Widerstands. Der Freundeskreis Paul Wulf belegt, was unabhängig vom Alter im ganzen Deut-

schen Reich Praxis war und von Berlin aus systematisch geplant und durchgeführt wurde. Das 1933 erlassene „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“, hier kurz Eugenikparagraf genannt, bildete die gesetzliche Grundlage dafür, Gruppen seelisch krank und behinderter Menschen weiter auszugrenzen, sie in die stationäre Behandlung an psychiatrischen Abteilungen von Krankenhäusern oder in Psychiatrien zu zwingen. Die Insassen waren da nun der Ausbeutung und Vernichtung ausgeliefert oder sie mussten sich der Zwangssterilisation unterwerfen – jeweils abhängig von der Verwertbarkeit ihrer Arbeitskraft und „Nützlichkeit“ medizinischer Experimente. Dieser Terror vollzog sich in mehreren Phasen: 1940 wurden insbesondere jüdische kranke und behinderte Menschen ausgesondert; 1940/41 wurden über die „Aktion T4“ in einem perfiden System der Verschleierung behinderte Säuglinge, Kinder und Jugendliche in sogenannten „Kinderfachabteilungen“ an Heilanstalten und Universitätskliniken getötet. 1943 hatten die einzelnen stattfindenden Tötungsaktionen dann das Ziel, Platz für Wehrmachtssoldaten und körperlich Erkrankte zu schaffen. Von 1943 bis 1945 ließ man die seelisch, geistig und körperlich behinderten Menschen unter elendsten hygienischen Verhältnissen verhungern. In Zahlen heißt das: Bis 1945 wurden im gesamten Reichsgebiet 400.000 Menschen zwangssterilisiert, und man schätzt, dass bis dahin 216.000 kranke und behinderte Menschen getötet worden sind. Wie bei den Erwachsenen wurden auch Kinder mit Hilfe des Eugenikparagrafen dem Terrorregime unterworfen, darunter Paul Wulf und Paul Brune. Sie sind in die Fänge der Nazi-Rassenhygieniker geraten, ohne zu dem engen Kreis der „rassenhygienischen Zielgruppe“ zu zählen: Paul Wulf als Siebenjähriger, Paul Brune sogar schon als Säugling. Kaum vorzustellen, welche Auswirkungen die Heimunterbringung und die Aufenthalte in den entsprechenden Krankenhäusern unter den damaligen Bedingungen für die Kinder und Jugendlichen hatten. Innerhalb der Institutionen entschied – wie bei den Erwachsenen – die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit über Leben und Tod der Kinder. Eine Überlebensmöglichkeit bestand etwa in der „Familienhilfe“, eine Maßnahme der Jugendhilfe, die es heute unter diesem Namen auch gibt. Im „Dritten Reich“ war darunter die Zwangsarbeit von Kindern und Jugendlichen zu verstehen, die diese unter diskriminierendsten Bedingungen im Bereich der Anstalt ausüben mussten. Regimekritische Äußerungen und unerwünschtes Verhalten wurde mit Einweisungen in Psychiatrie oder Heime geahndet. Der Willkür standen Tür und Tor offen. Nach 1945 sind – wie in anderen Bereichen der bundesdeutschen Gesellschaft – auch in den Heimen Täter und Täterinnen wieder in Amt und Würden. Nur dass gerade hier bis in die 70er Jahre hinein die Öffentlichkeit noch weniger Einblick hatte und die Angehörigen aus Scham und Angst vor Repressionen weiter schwiegen. Und auch das wird in dem Band belegt: Wo Beschäftigte Misstände nachgehen, handeln sie sich Probleme ein. Sie werden mundtot gemacht. Sicher keine Besonderheit im Arbeitsleben, aber kein Bereich ist so von der Öffentlichkeit abgeschottet wie Psychiatrien und Heime, allenfalls noch Gefängnisse und Militär. Deutlich wird auch: Die Stigmatisierung von Menschen, die nicht in der Lage sind, zum Brutsozialprodukt beizutragen, hat System. Der Eugenikparagraf zeigt es nur in extremster Form. Behinderte Menschen erfahren heute

Unterstützung von vielen Seiten. Dennoch sind die Bereiche der Fürsorge, der Psychiatrie – einschließlich der dort Betroffenen und auch der Beschäftigten – bis heute stigmatisiert, und die Missachtung Hilfebedürftiger hält an.

Freundeskreis Paul Wulf (Hg.): Lebensunwert? Paul Wulf und Paul Brune. NS-Psychiatrie, Zwangssterilisierung und Widerstand: Verlag Graswurzelrevolution, 2007

Rosa Rahner

Sonja Okun: Geliebt – verlassen – vernichtet

Die Schauspielerinnen, Regisseurin und Autorin Carmen Renate Köper beschäftigt sich seit vielen Jahren mit dem Leben der Jüdin Sonja Okun. Gespräche mit Trude Simonsohn, die mit Sonja Okun 1943 bis 1944 in Theresienstadt zusammentraf und mit ihr in einem Zimmer lebte, gaben den Anstoß hierzu. Viele weitere Informationen stammen von der Schauspielerinnen Johanna Hofer, die mit Fritz Kortner verheiratet war. Deren Tochter gab Aufzeichnungen, Briefe, Nachforschungen ihrer Mutter und Erinnerungen an die Autorin weiter.

Carmen Renate Köper publiziert hier eine wirklich gelungene Biografie Sonja Okuns, ein spannendes geschriebenes Buch über eine beeindruckende Frau, die in Auschwitz im Oktober 1944 umkam. Und sie beleuchtet zugleich die unterschiedlichen Wege von Film- und Theaterregisseuren und Schauspielerinnen und Schauspielern in den Jahren 1933 bis 1945.

Sonja Okun, geboren 1899 in Minsk, lebte mit ihren Eltern (aus Furcht vor antisemitischer Verfolgung) zunächst in Moskau, ab 1905 dann in Hamburg. Später geht sie nach Berlin und lebt 17 Jahre mit dem Regisseur Erich Engel zusammen als seine Geliebte. Mit Zunehmen des Antisemitismus sorgt sie dafür, dass Engel wieder mit seiner Frau und den Kindern zusammenwohnt. Engel entscheidet sich im Unterschied zu seinen Freunden und Kollegen, wie Kortner oder Brecht, für die weitere Arbeit in Deutschland. Er ist auch zu Zeiten des Nazifaschismus einer der bekanntesten Filmregisseure, dreht mit vielen berühmten Schauspielerinnen und Schauspielern.

Sonja Okun, die ihre große Liebe der Vernunft opfert, hält sich fern von ihm und arbeitet bereits ab 1934 in der Jugend-Allija in Berlin. Als Mitarbeiterin der jüdischen Hilfsorganisation bereitet sie junge Jüdinnen und Juden auf die Auswanderung nach Palästina vor. Ihre Eltern und ihr Bruder emigrieren in die USA, mit tatkräftiger Unterstützung durch Sonja. Ihre eigene Emigration gelingt nicht mehr. Aber Sonja Okun will auch an der Seite der anderen noch in Berlin lebenden jüdischen Menschen bleiben. Schließlich wird sie als eine der letzten zusammen mit dem Ehepaar Eppstein (mit denen sie lange Zeit zusammen gearbeitet hatte; Dr. Paul Eppstein war in Berlin als Vorstand der Reichsvereinigung der Juden tätig; er musste u.a. auch die Listen der zu Deportierenden zusammenstellen) nach Theresienstadt geschickt. Dort wird er 1943 von der Gestapo als Vorsitzender des Ältestenrates eingesetzt. Als Eppstein sich im September 1944 weigert, weitere Transporte aus Theresienstadt zusammenzustellen, wird er verhaftet und sofort erschossen. Sonja Okun und Hedwig Eppstein werden mit dem letzten Transport aus Theresienstadt nach Auschwitz deportiert; Sonja Okun stirbt am 30.10.1944.

Die an sich schon interessante und spannende Lebensgeschichte Sonja Okuns wird durch das Material, die Aufzeichnungen und Briefe von Johanna Hofer, durch Erzählungen und vielfältiges Material zu einer sehr lesenswerten Biografie. Das Buch von Carmen Renate Köper bringt uns den Menschen Sonja Okun sehr nah und sagt gleichzeitig sehr viel über die jeweilige gesellschaftliche Situation, die politische und die künstlerische Geschichte aus. Theatergeschichte in ihrer Realität während des Faschismus wird greifbar. Das Buch überzeugt gerade durch die vielen Informationen und Beschreibungen zu den jeweiligen gesellschaftlichen und politischen Umständen, sei es in Hamburg und Berlin, sei es die Situation in Theresienstadt. Die Autorin reflektiert die Versuche jüdischer Organisationen, ihren Mitgliedern zur Seite zu stehen, bei der Auswanderung zu helfen und gleichzeitig gezwungen zu sein, die Listen für die Deportationen zusammenzustellen.

Das Buch bezieht klare Positionen zu Sonja Okun, gegen Faschismus und antisemitische Vernichtung. Aber Carmen Renate Köper macht es sich nicht einfach. Sie verurteilt nicht Erich Engel, der Sonja Okun zwar finanziell unterstützt hat, aber sonst nichts zur Rettung ihres Lebens unternommen hat.

Die Autorin zeigt das Wirken von Dr. Paul Eppstein in Berlin als Vorstand der Reichsvereinigung der Juden auf; sie verweist aber auch auf die Kritik an seiner Arbeit, auf die kaum auszuhaltenden Widersprüche, in denen sich alle in Deutschland Gebliebenen bewegten, wenn sie keine Nazis waren. Carmen Renate Köper verurteilt nicht die Menschen, die sich in dieser Widersprüchlichkeit bewegten. Sie stellt Fragen. Und sie schreibt selbst, wie sich ihre Gedanken immer wieder auf unterschiedlichen Spuren bewegen; aber sich immer wieder die Frage nach dem Warum aufdrängt. Und wie beruhigend es wäre, eine eindeutige Schuldzuweisung am Tod Sonja Okuns vornehmen zu können. Was hätte der berühmte Regisseur Erich Engel alles anders machen können und hat es nicht getan: hat sie nicht geschützt, hat seine Frau nicht verlassen, ist nicht emigriert. Sonja Okun hat ihn geliebt und hat ihn aufgegeben, als die Gefahr zu groß wurde. Sie hat entschieden, auch für ihn.

Es wäre zu einfach, die Schuld bei einem einzelnen Menschen zu suchen. Trotzdem bleiben die Fragen, was wäre wenn. Diesen Fragen können sich die Leser nicht entziehen, gerade das macht das Buch so lesenswert. Die Spurensuche von Carmen Renate Köper, an der Trude Simonsohn einen großen Anteil hat, entzieht ein faszinierendes jüdisches Frauenleben dem Vergessen. Der Regisseur Fritz Kortner schreibt in seinen Memoiren: „Das kurze Leben dieser so wunderbar heiteren Jüdin war ein tieftrauriges Martyrium. So starb sie auch. Da es an höchster Stelle versäumt wurde, spreche ich sie heilig.“

Carmen Renate Köper: Das kurze Leben der Sonja Okun. Geliebt – verlassen – vernichtet. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel, 2007

Doris Seekamp

Die Filmpublizistin Libertas Schulze-Boysen

Als die Edition mit den Filmkritiken von Libertas Schulze-Boysen aus den Jahren 1940/41 im letzten Jahr in Liebenberg vorgestellt

wurde, fragte einer der Zuhörer, ob es nicht problematisch sei, Texte zu veröffentlichen, die eigentlich nichts von dem Widerstand der Ende Dezember 1942 in Plötzensee hingerichteten jungen Frau spiegeln. In Liebenberg, auf dem Schloss ihres Großvaters, des Fürsten zu Eulenburg-Hertefeld, war sie aufgewachsen und hatte dort im Sommer 1936 Harro Schulze-Boysen geheiratet.

Die 1913 in Paris geborene Tochter des Ausstellungs- und Modedesigners Otto Haas-Heye war schon früh von dem neuen Medium Film fasziniert. Nachdem sie in Zürich ihr Abitur abgelegt hatte, begann sie im Frühjahr 1933 eine zweijährige Tätigkeit als Presseassistentin bei Metro-Goldwyn-Mayer in Berlin.

Im Frühjahr 1940 empfahl ihr ein Freund, sich für eine frei werdende Stelle im Feuilleton der Berliner Redaktion der „Essener Nationalzeitung“ zu bewerben. Und sie wurde genommen. In ihrem ersten Artikel vom 4. Juli 1940 schrieb sie über einen italienischen Fliegerfilm. Vielleicht hat ihr Mann, der seit 1934 in der Abteilung „Fremde Luftmächte“ des Reichsluftfahrtministeriums arbeitete, ihr dabei helfend über die Schulter geschaut. In der Folgezeit stellte sie, zumeist flott geschrieben, alle zwei Wochen überwiegend deutsche, aber auch amerikanische („Vom Winde verweht“, „Menschen und Mäuse“, „Früchte des Zorns“), skandinavische, italienische und japanische Filme vor. Erstaunlich ist die Breite der Themen, die sie behandelte, so Dichtung und Filmsprache, das Verschmelzen von Ton und Bild, die Unterschiede von Theater und Film, das Filmfoto, den jungen Film und junge Autoren.

Die Filmarbeit war für sie „ein hart verdientes Brot“, schrieb sie im Dezember 1940 an ihren Schwiegervater, „immer anders, immer möglichst besser schreiben als die Anderen, immer rasch, damit die Sachen nicht an Aktualität verlieren und vor allem: Sich als Frau gegen eine grosse Zahl von Männern zu behaupten, die nur darauf lauern, den einflussreichen Posten zu bekommen, als der die Zeitungsbearbeitung gilt.“ Libertas Schulze-Boysen nutzte die große Chance, sich schreibend zu verwirklichen. Film war für sie nicht Abklatsch oder Fotografie des Lebens, sondern sollte der Tiefe des Lebens und der Wahrhaftigkeit verpflichtet sein. Dieser Anspruch ließ sich in Goebbels' Film-Ideen kaum verwirklichen. Wir wissen nicht, ob sie sich der Gratwanderung bewusst war, auf die sie sich da eingelassen hatte. Der Leser stößt in den Filmessays von Libertas Schulze-Boysen auf dem Zeitgeist nahe und selbst antisemitische Äußerungen. Gelegentlich huldigte sie dem Kriegsfilm. Oft übernahm sie, wenn auch in einem lebendigen Schreibstil, die vorformulierten Vorgaben des vom Propagandaministerium herausgegebenen „Zeitschriften-Dienst“. Bei Filmen, die ihr wichtig waren, umging sie jedoch kreativ die Vorgaben, z.B. bei dem „Mädchen von Fanö“. Darin erfährt die Protagonistin des 1935 von Günther Weisenborn veröffentlichten Romans eine den Sinn des Autors verkehrende Metamorphose. Dies greift die Filmrezensentin geschickt an. Mit Weisenborn, der zu dem Freundes- und Widerstandskreis um Harro Schulze-Boysen gehörte, war sie freundschaftlich verbunden. Auch weitere Freunde, die nach ihrer Inhaftierung im Herbst 1942 von der Gestapo der „Roten Kapelle“ zugeordnet wurden, finden sich in ihren Beiträgen. So stellte sie die Bildhauerin und Tänzerin Oda Schottmüller vor, eine Avantgardistin des Tanzes. Im Dezember 1940 führte Libertas Schulze-Boysen ein Interview mit dem Schriftsteller und früheren

Dramaturgen am Berliner Schauspielhaus, Adam Kuckhoff. „LSB“ befragte „Dr. A.K.“ zum Thema „Dichter und Film“. Darin offenbarte Kuckhoff, dass ihn, trotz seines großen Interesses am Medium Film, der „Zwiespalt seines schriftstellerischen Gewissens“ bisher daran gehindert habe, ein Drehbuch zu schreiben. Diese Bemerkung hatte einen realen Hintergrund. Der Hitlergegner, der zu dem Widerstandskreis um Arvid Harnack gehörte, hatte sich 1938 geweigert, sein Buch „Der Deutsche von Bayencourt“ verfilmen zu lassen, da er eine nationalistische Vereinnahmung befürchtete.

Wenke Wegner hat den sorgfältig edierten Filmkritiken einen informativen Essay vorangestellt, in dem sie eine selbstbewusst ihren Weg suchende Frau mit all ihren Widersprüchen zeigt. Das Medium Film hatte wenig mit Schulze-Boysens realen Leben zu tun. Das Feuilleton der „Essener National-Zeitung“, 1929 von der NSDAP begründet, war für versteckte widerständige Botschaften wenig geeignet. Die regimekritische Haltung von Libertas Schulze-Boysen – sie hatte, nachdem sie 1933 in die NSDAP eingetreten war, 1936 ihren Austritt erklärt – äußerte sich auf andere Weise. Ende Oktober 1941 empfing sie den plötzlich eintreffenden Abgesandten des sowjetischen Nachrichtendienstes aus Brüssel und vermittelte ein Gespräch mit ihrem aus dem Generalstab der Luftwaffe in Wildpark-West herbeigerufenen Mann in der gemeinsamen Wohnung. Während ihrer Tätigkeit in der Kulturfilmzentrale erhielt sie Zugang zu Fotos von Angehörigen der Wehrmacht und SS, auf denen Gräueltaten an Zivilisten abgebildet waren. Zutiefst schockiert ging sie daran, diese Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu sammeln und zu dokumentieren. Ihr Kollege Alexander Spoerl unterstützte sie dabei. Einige der Bilder waren Ausgangspunkt für eine Flugschrift an die Ostfront, worin Adam Kuckhoff und John Sieg im Sommer 1942 die Verbrechen an Frauen und Kindern geißelten und die Soldaten aufriefen, sich dem „Meuchelmord“ zu entziehen und zu desertieren. Aus meiner Sicht war es eine richtige Entscheidung, die Filmessays zu veröffentlichen. Wir erfahren in der Edition mehr über die Möglichkeiten und Grenzen einer jungen lebensfrohen Frau, in Nazi-Deutschland zu leben und sich zu verwirklichen, dabei gelegentlich Kompromisse eingehen zu müssen, sich aber dennoch zu behaupten und Widerstand zu leisten.

**Rolf Aurich, Wolfgang Jakobsen (Hg.):
Libertas Schulze-Boysen – Filmpublizistin,
München: Edition Text + Kritik, 2008**
Hans Coppi

Sowjetische Kriegsgefangene in Konzentrationslagern

Die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg veranstaltete 2004 in Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Stalag 326 in Holte Stukenbrock und der Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung eine Tagung über die Soldaten der Roten Armee, die aus der Kriegsgefangenschaft der deutschen Wehrmacht „entlassen“, in Konzentrationslager verschleppt und dort als politisch Verdächtige von der SS ermordet oder als Arbeitssklaven besonders unmenschlichen Lebensbedingungen ausgesetzt wurden. Bei den zehn Aufsätzen des Buches handelt es sich um die aktualisierten Vorträge auf dieser Tagung.

Die vierjährige Dauer bis zur Veröffentlichung ist vor allem der Dynamik in der Erschließung neuer Quellenbestände in heute zugänglichen Archiven in Osteuropa geschuldet.

Über das Schicksal der männlichen und weiblichen sowjetischen Soldaten in den Kriegsgefangenenlagern der deutschen Wehrmacht, über ihr massenhaftes Sterben aufgrund der unsäglichen Haftbedingungen sind wir mittlerweile durch die historische Forschung schon besser informiert. Weniger beachtet wurden die Soldatinnen und Soldaten der Roten Armee, die aus der Gefangenschaft der Wehrmacht an die Gestapo und SS übergeben wurden. In zwei grundlegenden Artikeln des Buches werden die politischen Maßnahmen und die raumpolitischen Planungen der Nazis dargestellt, die nach dem Angriff auf die Sowjetunion 1941 dazu führten, dass die Wehrmacht Gefangene der Roten Armee an die Gestapo und SS übergab. Das Ziel des Krieges gegen die Sowjetunion war die Vernichtung des „jüdisch-bolschewistischen Staates“ und seiner ideologischen Träger. Hierin bestand eine große Übereinstimmung zwischen dem Oberkommando der Wehrmacht und der Nazi-Regierung. Im „Kommissarbefehl“ legte das Oberkommando der Wehrmacht fest, dass Kommissare und politische Offiziere der Roten Armee nach der Gefangennahme in der Regel zu erschießen seien.

Bei den Gefangenen, die der Gestapo und SS zur weiteren Überprüfung und zum Arbeitseinsatz übergeben wurden, sollten gemäß den Einsatzbefehlen Nr. 8 und 9 des Reichsführers der Sicherheitspolizei und des SD die „gefährlichen Elemente“, die der Wehrmacht entgangen waren, ausgesondert und erschossen werden. Dabei wurde der Personenkreis gegenüber dem Kommissarbefehl erheblich erweitert, zum Beispiel um Wirtschaftsfunktionäre, Intellektuelle und Juden. Die Ermordung von zehntausenden Angehörigen der Roten Armee wurden in den Jahren 1941 und 1942 in den KZ des Reichsgebietes von der Lager-SS ausgeführt.

Die gefangenen Rotarmisten, welche die Wehrmacht der SS als Arbeitskräfte überließ, wurden in die KZ verschleppt und sollten im Rahmen der Bau- und Siedlungsplanungen der SS ausgebeutet werden. Sie wurden innerhalb der KZ in abgetrennten „Kriegsgefangenen-Arbeitslagern“ gefangen gehalten. Aufgrund der unmenschlichen Haftbedingungen in den Kriegsgefangenenlagern der Wehrmacht waren viele der sowjetischen Soldaten allerdings schon so geschwächt, dass ein Arbeitseinsatz nur bedingt möglich war. Zudem war das Ziel der SS, sie durch Arbeit zu töten.

Vor diesem historisch-politischen Hintergrund wird in vier Beiträgen jeweils detailliert das Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen in den Konzentrationslagern Dachau, Flossenbürg, Mauthausen für die männlichen und Ravensbrück für die weiblichen Kriegsgefangenen dargestellt – soweit die Quellenlage es erlaubt. Bei aller sachlichen Bearbeitung des Quellenmaterials sind diese Beiträge von großer Eindringlichkeit und vermitteln die Betroffenheit und Anteilnahme der Autorinnen und Autoren bei der Aufarbeitung des Schicksals der sowjetischen Kriegsgefangenen in den KZ. Aufgrund der heutigen elektronischen Möglichkeiten in der Erfassung von Daten und der Einrichtung entsprechender Datenbanken – dies verdeutlicht der Beitrag über die sowjetischen Kriegsgefangenen im KZ Flossenbürg – werden die Forschungsergebnisse immer dichter. So lassen sich verschiedene Datenbanken verglei-

chen, unterschiedliche Quellenbestände leichter erfassen und damit auch die Abläufe bei einzelnen Kriegsgefangenen, die durch mehrere Lager und Orte verschleppt wurden, rekonstruieren. Wegen der schwierigen Quellenlage bestehen aber immer noch erhebliche Lücken in der Genauigkeit von Aussagen.

In einem weiteren Artikel geht es um das „Unternehmen Zeppelin“. So wurde der Einsatz von antikommunistischen, sowjetischen Kriegsgefangenen als Agenten hinter der Front der Roten Armee genannt. Ein NS-Vorhaben, das scheitern musste, denn, so das Resümee des Autors, vom Nazi-Regime „Verständnis für die Belange anti-sowjetisch eingestellter Kriegsgefangener zu erhoffen hieß, das Wesen des Nationalsozialismus vollkommen zu verkennen“ (S. 69). In drei weiteren interessanten Artikeln wird die heutige, öffentliche Beschäftigung mit den Resten von Kriegsgefangenenlagern, den so genannten Stalags, geschildert: dem Stalag III B in Fürstenberg an der Oder, seit 1950 Ortsteil des neu gegründeten Eisenhüttenstadt; dem Stalag X B Sandbostel, etwa zehn Kilometer südlich von Bremervörde; dem Stalag IX A Ziegenhain, heute Gedenkstätte und Museum Trutzhain. Während in Ziegenhain eine Gedenkstätte besteht, in Sandbostel eine Gedenkstätte sich im Aufbau befindet, sind die Überreste des Stalags in Eisenhüttenstadt „weitgehend getilgt“ (S. 199). Der Informationswert des Buches liegt nicht nur in der Präsentation des neueren Forschungsstandes über das Leben und Sterben der sowjetischen Kriegsgefangenen in deutschen Konzentrationslagern, sondern auch in einer Vielzahl von Hinweisen auf Forschungszugänge, auf Quellenbestände, auf erschlossene Archivmaterialien und auf Datenbanken. Die historische Forschung über die sowjetischen Kriegsgefangenen ist, dies demonstriert das Buch nachdrücklich, noch lange nicht abgeschlossen. Und was ebenso wichtig ist (die Artikel über den heutigen Umgang mit den Stalags demonstrieren das nachdrücklich): Die Bereitschaft, die sowjetischen Kriegsgefangenen als Opfer des antisowjetischen Vernichtungskrieges der Deutschen wahrzunehmen und sich ihrer erinnerungspolitisch anzunehmen, ist immer noch – wenn auch regional unterschiedlich – sehr gering.

**Johannes Ibel (Hg.): Einvernehmliche Zusammenarbeit? Wehrmacht, Gestapo, SS und sowjetische Kriegsgefangene.
Berlin: Metropol Verlag, 2008**

Klaus Himmelstein

Das Drama von Tulle: Ein ungesühntes Verbrechen

Am 9. Juni 1944 werden 99 Zivilisten an den Laternen und Balkonen von Tulle im Limousin erhängt, einige hundert Menschen nach Dachau deportiert, von denen 101 nicht zurückkehren sollten. Einen Tag später, am 10. Juni, wird das Dorf Oradour von der Division „Das Reich“ in Schutt und Asche gelegt, 642 Menschen erschossen, verbrannt.

Die sich in Südfrankreich befindende SS-Panzerdivision „Das Reich“ stand unter dem Kommando des Generals Heinz Lammerding. Im Juni 1944 sollte sie auf dem Weg in die Normandie die Kräfte der Résistance vernichten. In Tulle, einer Hochburg des Widerstands, hatten die Freischärler und Partisanen, ermutigt durch die Landung der Alliierten am 6. Juni in der

Normandie, einen Tag lang die Stadt besetzt. Nun sollte die „Besatzungsordnung“ wieder hergestellt werden.

Über das Verbrechen von Oradour gibt es inzwischen zahlreiche Untersuchungen sowohl in Frankreich wie auch in Deutschland. Über Tulle lag bisher keine historische Untersuchung in deutscher Sprache vor. Mit seiner ausführlichen, akribisch recherchierten und gründlichen vierbändigen Untersuchung, darunter dem jetzt erschienenen Band (auch auf französisch erhältlich), schließt der ostbelgische Autor Bruno Kartheuser, Schriftsteller und Herausgeber der Literaturzeitschrift *Krautgarten*, ausgezeichnet mit dem Walter-Hasenclever-Förderpreis der Stadt Aachen, diese Lücke. Am Beispiel von Walter Schmal, einem Mitglied des faschistischen Sicherheitsdiensts (SD), rekonstruiert der Autor den Hintergrund und die Schreckenstage von Tulle. Schmal, 1917 in St. Vith (zunächst Deutschland, ab 1920 Belgien) geboren, hatte Pharmakologie in Köln studiert, war 1941 Dolmetscher und Sonderführer der Abwehr in Paris, dann Befehlshaber der Sicherheitspolizei in Limoges und Tulle. Er nahm maßgeblichen Anteil an der Auswahl der zu erhängenden Opfer, und wurde am 20. August 1944 von der (gaullistischen) *Armée Secrète* (AS) hingerichtet.

Im ersten Band, „Die Dreißiger Jahre in Eupen-Malmedy“, wird das soziale und ideologische Umfeld des künftigen SS-Agenten untersucht. Im zweiten Band „Das besetzte Frankreich 1940–1943“ geht es insbesondere um die Aktivität des Sicherheitsdienstes in Limoges und die Aktivitäten der Résistance während dieser Jahre.

Im dritten Band „Die Erhängungen von Tulle. Der 9. Juni 1944“ werden die Kämpfe in Tulle Anfang Juni – Sabotage in der Waffenfabrik, Anschläge auf Stromzufuhr, Gefangenentbefreiung, Forderung von Lammerding, die im Osten praktizierten Geiseler-schießungen anzuwenden –, sowie die Erhängungen am 9. Juni und die Deportationen am 10. Juni beschrieben.

Im nun vorliegenden vierten Band wird u.a. dem Schicksal der Hinterbliebenen und der Täter nachgegangen. Die meisten Täter konnten unbehelligt in der Bundesrepublik weiterleben und wiesen jegliches Schuldgefühl von sich. Die Aufarbeitung und Verfolgung der Kriegsverbrechen wurde dem deutsch-französischen Freundschaftsabkommen zwischen de Gaulle und Adenauer 1963 geopfert. Aufgezeigt wird außerdem die Kontinuität der Beamten-, Juristen- und Militärkarrieren nach 1945. Besonders aufschlussreich ist das Kapitel über den Hauptverantwortlichen der Verbrechen in Tulle und Oradour, den in Abwesenheit in Bordeaux zum Tod verurteilten SS-General Lammerding. Er wurde von den Alliierten bis zur vollständigen Souveränität der Bundesrepublik nicht ausgeliefert und von der Bundesregierung auch danach geschützt. Lammerding erklärte in einem Verhör 1962: *„Über den vorgenannten Oradour-Prozess kann ich selbst nicht viel sagen. Ich selbst stand nicht unter Anklage. Mein Angebot, als Zeuge aufzutreten, wurde im Hinblick auf mein Todesurteil von der Rechtsschutzstelle des Auswärtigen Amts für gefährlich gehalten, desgleichen auch meine Vernehmung von einem französischen Richter in Deutschland, da im Hinblick auf die damalige staatsrechtliche Lage mit meiner Verhaftung durch die Franzosen zu rechnen war: Ich bin auf Anraten im Januar aus Düsseldorf weggegangen ...“* Er fuhr nach München und blieb in

der amerikanischen Besatzungszone „untergetaucht“, konnte ab 1954 wieder in Düsseldorf unbehelligt als erfolgreicher Bauunternehmer weiter leben. Lammerding erdreiste sich 1965 sogar, eine Zivilklage gegen die antifaschistische Wochenzeitung *Die Tat* und deren Chefredakteur Werner Sterzenbach einzureichen, weil diese Lammerding als Massenmörder bezeichnet hatte, der in Abwesenheit zum Tode verurteilt worden sei. *Die Tat* brauchte ihre Feststellung nicht zu widerrufen, Lammerding sei in Frankreich wegen der Geiselmorde zum Tode verurteilt worden.

Kartheuser zur Verfolgung von Naziverbrechen: „Insgesamt erscheint die Ahndung von in Frankreich begangenen Nazi-Verbrechen als schwach von Seiten der französischen Justiz und als offenkundig unzulänglich von Seiten der deutschen Justiz.“ Die Geschichte wird greifbar, durch die minutiöse Beschreibung der Fakten und Hintergründe, durch die zahlreichen Illustrationen, Dokumenten und Aufzeichnungen aus Deutschland und Frankreich – manchmal wird man allerdings von der Fülle der Details überwältigt. Kartheusers aufwendige, elf Jahre lang andauernde Recherche in Archiven begleitet von Gesprächen mit Wehrmachtssoldaten, Hinterbliebenen und Widerstandskämpfern, ist ein wichtiges Werk gegen die Versuche einer Revision der Geschichte. Durch die über die nationalen Grenzen hinausgehenden Kriegsverbrecherbiografien und Vernichtungspolitik wird deutlich, dass die Auseinandersetzung mit dem Faschismus sowie mit der Leidens- und Erinnerungsgeschichte europäisch sein muss. Diese ist auch Voraussetzung für die Gestaltung Europas. Für Kartheuser ist ein Schlussstrich undenkbar und nicht hinnehmbar, solange es keine Wiedergutmachung gibt.

Bruno Kartheuser: Walter, SD in Tulle. Die Erhängungen von Tulle. Ein ungesühntes Verbrechen. Bd. 4. Neundorf: edition Krautgarten orte, 2008

Florence Hervé

Tatjana Barbakoff

Anfang dieses Jahres wurde im Kulturbahnhof Eller in Düsseldorf eine Ausstellung über die bekannte Tänzerin Tatjana Barbakoff gezeigt, zu der auch ein Katalog von Günter Goebbels erschienen ist.

Goebbels arbeitet über zwanzig Jahre zu diesem Thema. Eine erste Veröffentlichung erschien 1988. Seitdem hat er seine Texte immer wieder durch neue Erkenntnisse ergänzt. So spiegelt die jetzt vorgelegte Publikation „Tatjana Barbakoff. Eine vergessene Tänzerin in Bildern und Dokumenten“ den neuesten Forschungsstand wider. Weltweit sind Zeugnisse erfasst, die mit der Biografie dieser in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts weit über Deutschland hinaus verehrten Künstlerin in Verbindung stehen. Neue Tatsachen über ihre Kindheit und Jugend konnte Goebbels jüngst aus dem Buch des lettischen Historikers Aleksandrs Feigmanis „Latvian Jewish Intelligentsia – Victims of the Holocaust“ entnehmen. Neben 76 Biografien ermordeter lettischer Juden wurde auch Tatjana Barbakoff aufgenommen.

Am 15. August 1899 ist Tatjana Barbakoff unter dem Namen Tshipora Edelberg in Lettland in der Kleinstadt Hasenpoth (Aizpute) geboren worden. Ihre Eltern betrieben eine Fleischerei. Frühzeitig wurde das tänzerische Talent des

Mädchens entdeckt. Sie durfte eine Ballettschule besuchen.

Nach dem Ersten Weltkrieg ging sie zusammen mit dem Sänger Georg Waldmann nach Deutschland. Mit ihm lebte sie u.a. in Berlin und Düsseldorf. Er half ihr bei der Ausbildung als Tänzerin. Ab 1921 sind die ersten größeren Auftritte im Düsseldorfer Schauspielhaus und im Kabarett „Schall und Rauch“ in Berlin dokumentiert. 1923 folgten erste Engagements in der Schweiz. 1926 trat Tatjana Barbakoff mit Claire Waldo in einem Programm in Hamburg auf. Die Tänzerin fand die Aufmerksamkeit bekannter bildender Künstler. Bilder von ihr malten u.a. Otto Dix, Emil Stumpp, Otto Pankok, Waldemar Flaig und Gert H. Wollheim. Mit letzterem, einem bekannten jüdischen Maler, lebte sie seit Anfang 1927 in Berlin und Düsseldorf. Bei ihren zahlreichen Auftritten in Deutschland und in der Schweiz wurde sie immer wieder gefeiert. Am 2. März 1932 begann in Berlin im Barchaal ihre letzte große Deutschlandtournee. Besonders beeindruckend sind die Berichte über die Veranstaltungen am 21. Oktober in Dortmund und am 24. Oktober in Köln.

Bereits Anfang 1933 erlebten Gert H. Wollheim und seine Lebensgefährtin die Ausgrenzung jüdischer Künstler. Tatjana Barbakoff erhielt keine Auftrittsangebote mehr. Wollheim wurde aus der Preußischen Akademie der Künste und dem Vorstand des Reichsverbands bildender Künstler ausgeschlossen. Er ging daraufhin im April 1933 ins Exil nach Frankreich, wohin Tatjana Barbakoff bald folgte. Bereits am 9. Mai 1933 erlebte sie ihren ersten Auftritt in Paris. Obwohl das Leben in der Emigration viel schwieriger war, blieben bis 1939 in Frankreich, der Schweiz und in den Niederlanden Möglichkeiten, künstlerisch zu wirken.

Gert H. Wollheim und Tatjana Barbakoff nahmen in Frankreich am antifaschistischen Widerstand deutscher Künstler teil. Sie engagierten sich im „Kollektiv deutscher Künstler“ sowie im „Deutschen Künstlerbund“, aus dem 1938 der „Freie Künstlerbund“ hervorging. Ein Höhepunkt war im November 1938 die vom Bund organisierte Ausstellung „Freie deutsche Kultur“.

Im Zweiten Weltkrieg war kein Zusammenleben mehr möglich. Gert H. Wollheim wurde wie viele andere Deutsche interniert. Tatjana Barbakoff kam 1940 ins Lager „Camp de Gurs“. Nach ihrer Freilassung lebte sie zusammen mit zwei anderen Jüdinnen in einem Versteck in der Kleinstadt Nay am Fuß der Pyrenäen. Im September 1942 kam auch Wollheim hierher. 1943 floh Tatjana Barbakoff mit ihren Freundinnen an die Côte d'Azur und versuchte später von dort in die Schweiz zu gelangen. Dieser Plan misslang.

Anfang Januar 1944 wurde Tatjana Barbakoff von der Gestapo festgenommen und in das Lager Drancy gebracht, wo die Transporte in das KZ Auschwitz zusammengestellt wurden. Mit dem Transport No. 67 erfolgte am 31. Januar 1944 ihre Deportation nach Auschwitz. Dort wurde sie offenbar unmittelbar nach der Ankunft vergast.

Es ist das Verdienst von Günter Goebbels, in mehr als zwei Jahrzehnten intensiver Forschungsarbeit mit viel Verständnis und Sachkenntnis die Biografie von Tatjana Barbakoff vor dem Vergessen bewahrt zu haben. Das Buch enthält neben dem Lebensbild eine Sammlung von 82 Portraits und Plastiken über die Künstlerin sowie Fotos und Dokumente aus ihrem Schaffen. Darüber hinaus wurden zwei weitere Teile aufgenommen: „Tänze – Tatjana Barbakoff ein Motiv für Künstler“ sowie „Erin-

nerungen an Tatjana Barbakoff". Der umfangreiche wissenschaftliche Apparat bietet Anknüpfungspunkte für weitere Forschungen. Zu wünschen bleibt, dass das Werk von Günter Goebbels Eingang in die wissenschaftliche Literatur über Kunst im Exil und den Leidensweg der Juden ins KZ Auschwitz findet.

Günter Goebbels: Tatjana Barbakoff. Eine vergessene Tänzerin in Bildern und Dokumenten. Herausgeber: Freundeskreis Kulturbahnhof Eller e.V., Düsseldorf 2009
Karl Heinz Jahnke

Diplomatische Ohrfeige beim ersten Auftritt

Einer der ersten internationalen Auftritte des NS-Regimes nach der Machtübernahme im Januar 1933 war die Konferenz der Internationalen Arbeitsorganisation (IAO) des Völkerbundes in Genf im Juni desselben Jahres. Einen Monat zuvor waren die deutschen Gewerkschaften zerschlagen und verboten worden. Das nationalsozialistische Deutschland präsentierte sich auf dieser Konferenz mit einer 25köpfigen Delegation als „neuer deutscher Arbeiterstaat“. Die Gruppe wurde vom Leiter der neu gegründeten Deutschen Arbeitsfront (DAF) Robert Ley als „Arbeiterdelegierter“ angeführt. Das stieß in der IAO, die sich nach ihren Organisationsprinzipien in Regierungs-, Arbeitgeber- und Arbeitnehmervertreter aufteilte, vor allem bei letzteren auf Protest. Denn der eigentliche Vertreter der deutschen Arbeitnehmer, Wilhelm Leuschner, war nur als technischer Berater Teil der Delegation. Leuschner, Mitglied im Bundesvorstand des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB) und für diesen auch im Verwaltungsrat der IAO, war dabei eindeutig eine Legitimierungsfunktion für die neue deutsche Delegation zugeordnet, zumal schon vorher klar geworden war, dass sein Nichterscheinen auf unerwünschte Nachfragen und offiziellen Protest stoßen würde. Diese Funktion unterließ Leuschner schon allein dadurch, dass er sich während der Sitzungen nicht an den Diskussionen beteiligte, sondern während der gesamten Konferenz beharrlich schwieg.

Ley hingegen lieferte sich nicht nur einen anhaltenden Schlagabtausch mit dem Vizevorsitzenden des Internationalen Gewerkschaftsbundes (IGB) und französischen Delegierten Léon Jouhaux über seine Anerkennung als deutscher „Arbeiterdelegierter“ sowie seine Nominierung für diverse Ausschüsse. Auf einer nichtöffentlichen Pressekonferenz machte er seiner Wut Luft und beschimpfte u.a. die Delegierten der lateinamerikanischen Staaten als „Idioten“, die unmöglich die gleichen Rechte haben könnten wie die „Kulturvölker“ Deutschland und Italien. Auf Jouhaux gemünzt verstanden wurde Leys Äußerung, „es gebe Delegierte eines Negerstamms, die sind gekommen, weil man ihnen Bananen versprochen hat“. Doch solcherlei rassistische Ausfälle blieben nicht hinter verschlossenen Türen und sorgten für große Empörung. Ley wurde nun nicht nur von gewerkschaftlicher Seite, sondern auch von den Vertretern der lateinamerikanischen Länder, Großbritanniens, Österreichs und der Schweiz abgelehnt. Als klar wurde, dass dieser erste internationale Auftritt NS-Deutschlands anstelle des erhofften Prestigeerfolgs in einem Debakel enden würde, zog sich die deutsche Delegation unter

dem Vorwand, beleidigt worden zu sein, von der Konferenz zurück. Mit dem Austritt aus dem Völkerbund im Oktober 1933 hatte sich die IAO-Mitgliedschaft dann auch erledigt.

Das kleine Buch Tosstorffs, der Privatdozent an der Universität Mainz ist und z.Zt. an der Universität Cardiff lehrt, ist aus einem Forschungsprojekt zur Geschichte des IGB und seiner Beziehung zur IAO entstanden. Dies äußert sich in einer hervorragenden Quellenkenntnis des Autors, der auf knapp 50 Seiten einen detaillierten Ablauf des Konflikts zwischen der NS-Regierung und dem IGB beschreibt und dabei auch die Hauptbeteiligten biographisch vorstellt. Dem Darstellungsteil folgt ein ebenso langer Quellenteil, in dem entscheidende Diskussionsprotokolle, auf die sich der Autor bezieht, dokumentiert werden. Dies setzt nicht nur den wissenschaftlichen Gedanken der Nachprüfbarkeit in ungewöhnlicher Ausführlichkeit um, sondern qualifiziert den Band auch für die Verwendung im Oberstufenunterricht oder der universitären Lehre.

Tosstorff schreibt konsequent aus gewerkschaftlicher Perspektive. Dies äußert sich nicht nur in der Verwendung des Begriffes „Nazi“ anstelle des im akademischen Diskurs üblichen „NS“, sondern auch in der durchgängigen Betonung der führenden Rolle der Internationalen Gewerkschaftsbewegung bei dieser „diplomatischen Ohrfeige“ für das „neue Deutschland“. Erstes mag eine Stilfrage sein und tut der guten Lesbarkeit der Darstellung keinen Abbruch. In der Interpretation jedoch mag der Rezensent Tosstorff nicht ganz folgen. Zwar ist der These, ohne den konsequenten Widerstand der Arbeitnehmerseite wäre das nationalsozialistische Regime auch bei der IAO auf diplomatische Rücksichtnahme der internationalen Gemeinschaft gestoßen (S. 51f), vollkommen zuzustimmen. Doch hätten sich die IGB-Vertreter ohne das provokative Auftreten Leys und seine öffentlich gewordenen Ausfälle gegenüber den anderen Delegationen vermutlich nicht gegenüber der üblichen Koalition aus Staats- und Arbeitgebervertretern durchsetzen können. Schließlich ist die prominente Stellung Wilhelm Leuschners im Titel und Aufbau der Arbeit nicht ganz nachvollziehbar. Zwar zeigt Tosstorff deutlich, wie Leuschner durch sein demonstratives Schweigen die ihm zugeordnete Alibifunktion unterließ und damit die Position der Arbeitnehmervertreter stärkte. Die Gegenüberstellung Leys und Jouhaux im Titel hätte dem beschriebenen Konflikt jedoch eher entsprochen. Nichtsdestotrotz bietet das Buch einen überzeugenden Baustein zur Geschichte der internationalen Beziehungen des NS-Regimes, der von der Forschung nicht mehr übergangen werden darf.

Reiner Tosstorff: Wilhelm Leuschner gegen Robert Ley. Ablehnung der Nazi-Diktatur durch die Internationale Arbeitskonferenz 1933 in Genf. Frankfurt am Main: VAS, 2007.

Marcel Berlinghoff

Disziplin und Strafe in der Hitler-Jugend

Angesichts der mittlerweile vorliegenden Masse an Literatur zur Geschichte der Hitler-Jugend und ihren Unterorganisationen muss sich jede neue Veröffentlichung zum Thema die Frage gefallen lassen, ob und was die Lek-

neuzugänge

Corry Guttstadt: Die Türkei, die Juden und der Holocaust. Berlin/Hamburg: Assoziation A, 2008

Johannes Hürter, Jürgen Zarusky (Hg.): Besatzung, Kollaboration, Holocaust. Neue Studien zur Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden. Mit einer Reportage von Wassili Grossmann. Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte Bd.97. München: R. Oldenbourg Verlag, 2008

Guido Knopp: Stauffenberg. Die wahre Geschichte. München: Pendo, 2008

Adelaide Hautval: Medizin gegen die Menschlichkeit. Die Weigerung einer nach Auschwitz deportierten Ärztin, an medizinischen Experimenten teilzunehmen. Berlin: Karl Dietz Verlag, 2008

Encounters at the Bosphorus. Turkey During WWII. Proceeding of the international conference in Wrocław and Krzywowa, Poland. Oficyna Wydawnicza ATUT. Wrocław: Fundacja „Krzywowa“ dla Porozumienia Europejskiego, 2008

Ramona Bräuer, Thomas Wenzel: Ausgebrannt, ausgeplündert, ausgestoßen. Die Progrome gegen die jüdischen Bürger Thüringens im November 1938. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen, 2008

Monika Gibas: Schicksale 1933–1945. Ich kam als wohlhabender Mensch nach Erfurt und ging als ausgeplündertes Jude davon. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen, 2008

Martin Gilbert: Sie waren die Boys. Die Geschichte von 732 jungen Holocaust-Überlebenden. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg, 2008

Birgitt Morgenbrod, Stephanie Merkenich: Das Deutsche Rote Kreuz unter der NS-Diktatur 1933–1945. Paderborn, München, Wien, Zürich: Ferdinand Schöningh, 2008

Sybille Steinbacher (Hg.): Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft. Göttingen: Wallstein Verlag, 2007

Peter Longerich: Heinrich Himmler. Biografie. München: Siedler, 2008

Ursula Suhling: Rebelle Literatur – Quelle moralischer Kraft. Hedwig Voigt (1903 bis 1988). Erinnerungen und Biographisches. Hamburg: Willi-Bredel-Gesellschaft Geschichtswerkstatt e.V., 2007

neuzugänge

Hedwig Brüchert (Hrsg.): Die Mainzer Synagogen. Ein Überblick über die Mainzer Synagogenbauwerke mit ergänzenden Beiträgen über bedeutende Mainzer Rabbiner, das alte Judenviertel und die Bibliotheken der jüdischen Gemeinden. Mainz: Verein für Sozialgeschichte Mainz e.V., 2008

Friedrich-Martin Balzer (Hg.): Kurt Finker. Der Dämon kam über uns. Faschismus und Antifaschismus im Geschichtsbild und in der Geschichtsschreibung Westdeutschlands (1945–1955) Bonn: Pahl-Rugenstein, 2008

Alexander Bermann: Aufzeichnungen eines Untermenschen. Ein Bericht über das Ghetto in Riga und die Konzentrationslager in Deutschland. Bremen: Edition Temmen, 2009

Benita Glage: Pentagramm oder Das Schulbrot, das in den Graben fiel. München: August Dreesbach Verlag, 2008

Marita Kraus (Hg.): Sie waren dabei. Mitläuferinnen, Nutznießerinnen, Täterinnen im Nationalsozialismus. Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte Bd. 8. Göttingen: Wallstein Verlag, 2008

Ulrich Renz: Elser und die Kommis-sare. Bericht über eine Spurensuche. Mit Dokumenten. Schriftenreihe der Erinnerungs- und Forschungsstätte Johann-Georg-Elser Bd. 9. Königsbronn: Erinnerungs- und Forschungsstätte Johann-Georg Elser, 2008.

Wiebke Gröschler: Der Wandel eines Täterbildes. Von der ersten zur zweiten Wehrmachtausstellung. Köln: PapyRossa, 2008

Barbara Kischbaum: Der andere Blick und seine Chancen. Jugendliche mit osteuropäischem Migrationshintergrund und die Zeit des Nationalsozialismus. Arbeitsheft des NS-Dokumentations-zentrums der Stadt Köln Bd. 3. Köln 2008

Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ (Hg.): Zeugen und Zeugnisse. Bildungsprojekte zur NS-Zwangsarbeit mit Jugendlichen. Berlin: Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, 2008

Stephen Schröder, Christoph Studt (Hg.): Der 20. Juli 1944 – Profile, Motive, Desiderate. Schriftenreihe der Forschungsge-meinschaft 20. Juli 1944 Bd. 10. Berlin: LIT, 2008

türe tatsächlich zu einem Informations- und Erkenntnisgewinn beitragen kann. Dass die historische Forschung indes auch jenseits peripherer Detailfragen und hochspezialisiertem Expertenwissen noch substanzielle Einsichten zu Tage fördern kann, belegt die Studie von Kathrin Kollmeier. Mit der Disziplinarpolitik und den Strafpraxen der Hitler-Jugend untersucht sie nicht nur eine bislang fast vollständig ausgeblendete Thematik, sondern bettet ihre Ergebnisse auch überzeugend in einen übergreifenden Interpretationsrahmen ein. Der Autorin geht es nicht „nur“ um die Rekonstruktion organisationsinterner Mechanismen der Disziplinierung und Sanktionierung in den selbsternannten „Staatsjugendorganisationen“. Vielmehr dient ihr die „Untersuchung (disziplinar)rechtlicher Grenzziehungen“ in der Hitler-Jugend als Exempel für die „konstitutive Feinmechanik nationalsozialistischer Herrschaft“ (S. 13). Anhand der Disziplinarpolitik sollen der für die nazistische Herrschaftspraxis realitätsmächtige Dualismus von „Ausmerze“ und „Auslese“ sowie insbesondere die ihm zu Grunde liegenden Ordnungs-, Klassifikations- und Selektionsprozesse untersucht werden. Es geht in der „Ordnungsgeschichte“ mithin um nichts weniger als die grundlegenden Funktionslogiken und Strukturprinzipien der nazistischen Gesellschaftspolitik, wobei Kollmeier davon ausgeht, dass sich sowohl der Anspruch als auch die Mechanismen zur Verwirklichung einer leistungs- und kampfbereiten, „politisch zuverlässigen“ und „rassisch“ homogenen „Volksgemeinschaft“ an der Hitler-Jugend gewissermaßen im Kleinen nachzeichnen lassen. Im einleitenden Kapitel schildert Kollmeier den Kontext des HJ-Disziplinarwesens, wobei sie zunächst eine Verortung der NS-Massenorganisationen bzw. der Hitler-Jugend in der institutionellen Matrix des nazistischen Staates vornimmt und anschließend in einem eher diskursgeschichtlich angelegten Zugang die zeitgenössischen Rechts- und Ordnungsdiskurse skizziert. Im zweiten Kapitel des Buchs widmet sich die Autorin dem Aufbau und der Praxis des HJ-Disziplinarsystems in der Vorkriegszeit. Hier wird die Entwicklung des weitverzweigten organisationsinternen Erfassungs- und Überwachungs-instrumentariums geschildert, mit dem sich die Hitler-Jugend den sozialtechnokratischen Zugriff auf die heranwachsende Bevölkerung zu sichern gedachte. Deutlich wird einmal mehr der zentrale Stellenwert, der den bürokratischen Erfassungs- und Verwaltungsapparaten im Herrschaftssystem des NS-Staates zukam. Komplementär zur offiziellen Mitgliederkartei der Hitler-Jugend existierte bereits Mitte der 1930er Jahre eine reichsweite „Warnkartei“, mit der Informationen über „rassisch“, politisch oder sonstwie verdächtig erscheinende Jugendliche gesammelt, ein erneuter Zugang bereits ausgeschlossener Mitglieder verhindert und personenbezogene Sozialdaten an andere Stellen des nazistischen Kontrollnetzwerkes weitergeleitet werden konnten. Daran anschließend widmet sich Kollmeier der ausdifferenzierten Sanktions- und Disziplinierungspraxis der Hitler-Jugend, wobei sie allerdings vor allem auf den Ausschluss aus der Hitler-Jugend fokussiert, während andere, vorgelagerte Sanktionen wie Verweise, Ermahnung, Degradierung usw. („Ehrenstrafen“) nicht tiefer untersucht werden. Da die Einordnung in die imaginierte „Volksgemeinschaft“ den unhintergehbaren Bezugspunkt der HJ-Erziehung darstellte, galt die befristete oder dauerhafte Entfernung aus der Gemeinschaft gemäß dem Motto „Aus-

schluß ist Strafe“ als härtestes Sanktionsmittel, dessen funktionaler Kern nicht zuletzt in der generalpräventiven (Abschreckungs-)Wirkung auf die breite Masse der HJ-Mitglieder lag. Das dritte Hauptkapitel widmet sich schließlich der Radikalisierung der HJ-Disziplinarpolitik seit 1939 und die Autorin betont die einschneidenden Veränderungen, die zu diesem Zeitpunkt eintraten. Zum einen war die Mitgliedschaft in der Hitler-Jugend seit März 1939 für alle Jugendlichen verbindlich erklärt worden (wenn auch die umfassende „Jugenddienstpflicht“ praktisch erst ab 1943/44 – wenn überhaupt – realisiert werden konnte). Zum anderen führte der Kriegsbeginn zu erheblichen Problemen in der HJ-Arbeit, schränkte die realen Funktionsmöglichkeiten der Massenorganisationen zunehmend ein und führte zu einer verstärkten Aufmerksamkeit gegenüber vermeintlichen oder tatsächlichen disziplinarischen Problemen. Die Konsequenz war nach Kollmeier eine „strukturelle Wende“ (S. 199) im Disziplinarwesen, die einerseits anschaulich die Flexibilität und Dynamik der NS-Ordnung belegt und andererseits die zunehmende Entgrenzung der jugendbezogenen Disziplinarpolitik nach Kriegsbeginn verdeutlicht. So wurde dem gesteigerten Strafbedürfnis mit der Einführung des „Jugenddienstarrestes“ im September 1940 durch ein neues Disziplinierungsmittel Rechnung getragen, während sich parallel dazu die repressiven Maßnahmen gegen diejenigen verschärften, die als „unerziehbar“ oder „nicht besserungsfähig“ aus der Hitler-Jugend ausgeschlossen wurden. Welches Schicksal nach Kriegsbeginn letztlich die Jugendlichen erwartete, die nicht mehr unter die Disziplinarordnung der Hitler-Jugend fielen, belegt die Autorin in einer Vielzahl von Einzelbeispielen. Der vorliegenden Studie ist es nicht nur gelungen, einen bislang bestenfalls am Rande erwähnten Aspekt der nazistischen Jugendpolitik zu erhellen, sondern auch eine angemessene Sichtweise auf die Hitler-Jugend zu präsentieren, in der die Hitler-Jugend vorrangig als Agentur der gesellschaftspolitischen „Auslese“ bzw. Ausgrenzung in den Blick genommen wird. Der nazistische Jugendverband war eben nicht „nur“ eine Organisation, in der Kinder und Jugendliche im Sinne der nazistischen Herrschaftsziele erfasst, geformt und indoktriniert werden sollen, sondern auch ein „Ort, an dem nach einer volks- und rassenpolitischen ‚Wertigkeit‘ über gesellschaftliche Chancen entschieden wurde“ (S. 299).

Kathrin Kollmeier: Ordnung und Ausgrenzung. Die Disziplinarpolitik der Hitler-Jugend. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2007

Sven Steinacker

Jugendliche Häftlinge im KZ Auschwitz

Zwei 2006 und 2007 in deutscher Sprache veröffentlichte Erinnerungen ehemaliger polnischer Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz sind wegen ihrer begrenzten Verbreitung bisher kaum wahrgenommen worden. Beide Verfasser engagierten sich bereits in den ersten Wochen der deutschen Okkupation Polens in lokalen konspirativen Gruppen und wurden nach deren Aufdeckung durch die deutsche Sicherheitspolizei in das im Frühjahr 1940 errichtete Konzen-

trationslager Auschwitz verbracht. Michał Ziółkowski trat nach dem Abitur 1938 und einem einjährigen Arbeitsdienst in eine Artillerieschule ein, nahm mit seiner Einheit an den Abwehrkämpfen nach dem deutschen Angriff auf Polen am 1. September 1939 teil. Er schaffte es, der Gefangennahme zu entgehen, und kehrte gegen Ende September 1939 in seine Heimatstadt Tarnów zurück. Gewillt den Kampf fortzusetzen, versuchte Ziółkowski über die Slowakei und Ungarn nach Frankreich zu gelangen, wo die polnische Exilregierung bereits zu diesem Zeitpunkt neue Einheiten der Polnischen Armee aufstellte. In Grenznähe verhaftet wurde er am 24. November 1939 zunächst in das Gefängnis im südostpolnischen Sanok eingeliefert und schließlich vom Gefängnis in Wiśnicz Nowy am 20. Juni 1940 mit einem Transport von 313 Häftlingen nach Auschwitz gebracht.

Michał Ziółkowski beschreibt, wie viele andere Überlebende, den Alltag der Häftlinge, seinen Arbeitseinsatz beim Abbruch von Häusern im Lagergebiet, auf dem Bauhof (wo die Materialien für den Ausbau des Lagers sortiert wurden) und in der Frühphase des Baus des Bunaerwerks der IG Farben in Monowitz. Nach Einsätzen in Arbeitskommandos wie der Häftlingsküche, die durch Arbeit unter Dach bessere Lebenschancen boten, wurde er schließlich 1942 dem kleinen Kommando der so genannten Kommandanturreiniger zugeteilt, die die Büros der Kommandantur, der Verwaltung des Lagers und der Politischen Abteilung sowie Unterkunftsbaracken der dort tätigen SS-ler saubermachen und aufräumen mussten. Michał Ziółkowski konnte bis zu seiner Verlegung in das Lager Leitmeritz (ein Nebenlager des Konzentrationslagers Flossenbürg) Ende Oktober 1944 die Auschwitz SS-Führer und Unterführer täglich aus der Nähe beobachten und bekam dadurch z.B. Einblick in die so genannten Wertsachenabteilung der Lagerverwaltung, wo die geraubten Geldbeträge und Wertsachen der nach Auschwitz deportierten Juden sortiert und für die Weiterleitung an zentrale Reichsstellen vorbereitet wurden. Bei Kriegsende gelangte Michał Ziółkowski zunächst nach Bayern und kehrte Ende 1945 nach Polen zurück. Später beobachtete er als Zuhörer den Bergen-Belsen-Prozess in Lüneburg (mehrere der Angeklagten, u.a. Franz Hößler, kannte er aus Auschwitz).

Nachdem die deutschsprachige Ausgabe seiner Erinnerungen erschienen war, erarbeitete Michał Ziółkowski auch eine polnischsprachige Fassung, die 2007 in Gdańsk veröffentlicht wurde. Mirosław Firkowski, der 1939 noch Gymnasiast war, beginnt seinen Bericht mit Erinnerungen an die Pfadfinderzeit in seiner unweit von Kielce gelegenen Heimatstadt, an die ersten Kriegswochen und frühe, später fortgesetzte Versuche, für eine angestrebte Widerstandstätigkeit weggeworfene Uniformteile, Munition und Waffen zu sammeln. Nachdem sein im Oktober 1939 wiedereröffnetes Gymnasium im Februar 1940 von der Besatzungsmacht geschlossen wurde und stattdessen lediglich eine Handelsschule bestehen sollte, die von den Jugendlichen boykottiert wurde, begann der Verfasser in einem Forsthaus zu arbeiten und schloss sich einer Gruppe des Verbands des Bewaffneten Kampfes an (der seit Februar 1942 als Armia Krajowa bezeichnet wurde). Als die deutsche Sicherheitspolizei von den Vorbereitungen dieser Gruppe erfahren hatte, wurde Mirosław Firkowski am 12. Dezember 1940, ebenso wie zahlreiche andere frühere Schulkameraden, verhaftet und nach wochenlangen Verhören im Gefängnis in Kielce am 5. April

1941 mit einem Häftlingstransport in das Konzentrationslager Auschwitz eingeliefert. Detailliert beschreibt der Autor die Aufnahme-prozeduren, den Ablauf der Appelle, die Verhältnisse im schweren Arbeitskommando „Abbruch“, den Tagesablauf, die Folgen der unzureichenden Verpflegung, Kontakte mit anderen Häftlingen aus Końskie, drei Monate im Häftlingskrankenbau als Fleckfieberkranker und Strafen, die er selbst erlitt wie das so genannte Pfahlhängen. Weil eine durch die Schläge während der Vernehmungen in Kielce verursachte Armverletzung immer noch nicht ausgeheilt war, verspürte Mirosław Firkowski bereits während der ersten Tage in Auschwitz die Hilfe von Mithäftlingen, die dafür sorgten, dass er in der Ambulanz des Häftlingsreviers einen Verband bekam und später dem SS-Arzt, der diesen Arm amputieren wollte, entkommen konnte. Die gegenseitige Hilfe ist, neben den bleibenden gesundheitlichen Folgen der KZ-Haft, eines der Leitthemen des Buches. Am 10. März 1943 wurde Mirosław Firkowski mit einem Transport von 1001 Häftlingen in das Konzentrationslager Neuengamme überstellt, wo er im Klinkerwerk arbeiten musste. Nachdem er seit Dezember 1944 mit Lungenentzündung und Bronchitis im dortigen Häftlingsrevier lag, wurde Mirosław Firkowski im Februar 1945 mit einem Transport von 1008 Kranken und Genesenden nach Bergen-Belsen abtransportiert. Interessant ist auch ein abschließendes Kapitel über „Die Lagersprache. Besonderheiten der Kommunikation in den Konzentrationslagern Auschwitz, Neuengamme und Bergen-Belsen“. Beide hier besprochenen Bücher vermitteln zwar weniger systematische Einblicke in die Geschichte des Konzentrationslagers Auschwitz als beispielsweise die bereits in den fünfziger und sechziger Jahren niedergeschriebenen, seit 1972 auch in deutscher Sprache zugänglichen und erfreulicherweise immer wieder aufgelegten Erinnerungen Wiesław Kielars „Anus Mundi“ (Kielar war seit dem 14. Juni 1940 Häftling in Auschwitz). Sie stellen jedoch aus der Sicht für ihren Widerstandswillen verhafteter Jugendlicher die Existenzverhältnisse in den deutschen Konzentrationslagern dar, machen am Beispiel von Einzelschicksalen verständlich, was junge Polen nach der Besetzung ihres Landes motivierte, Kontakte zu einer der bald entstehenden konspirativen Organisationen zu suchen, und berichten auch über Geschehnisse, die anderen Überlebenden unbekannt blieben. Bemerkenswert ist, dass beide Veröffentlichungen in polnisch-deutscher Zusammenarbeit entstanden. Der Umstand, dass die Bücher – mit Unterstützung einiger Freunde und Helfer der Verfasser – praktisch im Selbstverlag erschienen, weist auf ein Problem hin: Die Stimme der Überlebenden braucht offensichtlich mehr Unterstützung. Dazu sollte gehören, kontinuierlich die Veröffentlichung und auch den Zugang zu diesen Zeugnissen zu ermöglichen.

Michał Ziółkowski: Ich war von Anfang an in Auschwitz. Aufgezeichnet und bearbeitet von Werner Müller. Köln 2006, Vertrieb: Werner Müller, Uhlandstraße 13, D-50931 Köln, Mail: ma.we.mueller@12move.de

Mirosław Firkowski: Durch drei Konzentrationslager. Aus dem Polnischen ins Deutsche übersetzt von Bogumila Bujnowicz-Kwiatkowska. Lektoriert von Georg Erdelbrock. Łódź 2007 (poln. 2006), Vertrieb: www.upominki.lodz.pl

Jochen August

neuzugänge

Fritz Kiltbau: Theodor Loos. Ein berühmter Film- und Theaterschauspieler aus Zwingenberg an der Bergstraße. Bensheim: Arbeitskreis Zwingenberger Synagoge e.V., 2008

Volker Koop: Himmlers letztes Aufgebot. Die NS-Organisation „Werwolf“. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 2008

Fritz Kiltbau: Als die Synagogen brannten. Die Reichsprogromnacht 1938 im Kreis Bergstraße. Bensheim: Arbeitskreis Zwingenberger Synagoge e.V., 2008

Fritz Kiltbau, Peter Krämer: 3 Tage fehlten zur Freiheit. Die Nazimorde am Kirchberg. Bensheim – März 1945. Bensheim: Geschichtswerkstatt Jakob Kindinger e.V., 2008

Bernhard Strebel: Celle April 1945 revisited. Ein amerikanischer Bombenangriff, deutsche Massaker an KZ-Häftlingen und ein britisches Gerichtsverfahren. Celler Beiträge zur Landes- und Kulturgeschichte, Schriftenreihe des Stadtarchivs und des Bomann-Museums Bd. 38. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 2008

Wolfgang Jakobmeyer, Saskia Handro, Bernd Schönemann: Orte historischen Lernens. Berlin: LIT, 2008

Hans-Joachim Lang: Als Christ nenne ich Sie einen Lügner. Theodor Rollers Aufbegehren gegen Hitler. Hamburg: Hoffmann und Campe 2009

Irmtrud Wojak: Fritz Bauer 1903–1968. Eine Biographie. München: Verlag C.H. Beck, 2009

CineGraph (Hg.): Alles in Scherben. Film – Produktion und Propaganda in Europa 1940-1950. Buch m. DVD. Cinefest Edition. Zusammengestellt von Hans-Michael Bock & Karl Griep. Hamburg/Berlin/Prag/Wien/Zürich: CineGraph – Hamburgisches Zentrum für Filmforschung des deutschen Film-Erbes, 2009

Mit neuen Aspekten: Erlebnisse in Auschwitz

„Stacheldraht-Refrain. Eine wahre Trilogie“, der Titel von August Kowalczyks Erinnerungen an seine Haft im Konzentrationslager Auschwitz vom Dezember 1940 bis zu seiner Flucht aus der Strafkompagnie am 10. Juni 1942, deutet lediglich an, was der Autor berichtet. Um so mehr möchte der Rezensent potentielle Leserinnen und Leser ermuntern, sich diesen Erinnerungen über die Gedankenwelt und das Schicksal eines jungen Polen zu öffnen. Seit dem deutschen Angriff auf Polen am 1. September 1939 hat er viel erleben müssen: die Verhältnisse in Auschwitz 1941 und beim Arbeitseinsatz auf der Baustelle des Bunawerks der IG Farben, die gegenseitige Hilfe der Häftlinge bereits in der Frühzeit des Konzentrationslagers Auschwitz, systematische Hilfsaktionen einer Gruppe von Frauen aus der Stadt Oświęcim für Häftlinge des Lagers, die Einweisung in die Strafkompagnie nach der Aufdeckung dieser Kontakte zu den Häftlingen helfenden Polen, die Flucht aus der Strafkompagnie, Hilfe durch Bewohner eines unweit des Lagers Birkenau gelegenen Dorfs und schließlich die konspirative Weiterleitung durch die bereits erwähnte Widerstandsgruppe nach Krakau, den Kampf in Gruppen der Armia Krajowa – und die lebenslang lebendige Erinnerung an Auschwitz.

August Kowalczyk hat seine überwiegend seit den 1960er Jahren niedergeschriebenen Erinnerungen in drei Teile gegliedert: einen chronologisch erzählenden Bericht, dann eine Sammlung von Texten über Mithäftlinge, Situationen im Lager und beim Arbeitseinsatz, Strafen wie das sogenannte Pfahlhängen, über SS-ler von Auschwitz sowie die sieben Wochen im Versteck nach der Flucht aus der Strafkompagnie und schließlich sechzehn Rückblicke: Träume von Auschwitz in den Jahrzehnten danach, das Aufbrechen von Erinnerungen, Konfrontationen mit dem Gelände des früheren Konzentrationslagers Auschwitz, etwa bei Dreharbeiten zu Filmen. Der Verfasser ist Schauspieler und Dramaturg und hat auch an Spielfilmen über die deutsche Okkupation Polens und Auschwitz mitgewirkt, wie dem nach Peter Edels Buch „Die Bilder des Zeugen Schattmann“ gedrehten gleichnamigen Film. Die Erinnerungen setzen mit Erlebnissen des aus einer Lehrerfamilie stammenden siebzehnjährigen Oberschülers in den letzten Monaten vor Kriegsbeginn ein, zeigen den Autor im Kreis seiner Alterskameraden und vermitteln anschaulich, dass die patriotische Einstellung viele polnische Jugendliche zum Widerstand gegen die deutsche Besatzungsmacht motivierte. August Kowalczyk versuchte, über Ungarn zur polnischen Armee in Frankreich zu gelangen. Seine Gruppe wurde jedoch in der Slowakei festgenommen und an die deutschen Besatzer Polens ausgeliefert. Nach mehrmonatiger Haft und Verhören in Dukla, Jasło und Tarnów wurde Kowalczyk am 4. Dezember 1940 in das Konzentrationslager Auschwitz eingeliefert und als Häftling Nummer 6804 registriert. Bereits die ersten Stunden dort bedeuteten Erlebnisse, die August Kowalczyk nicht mehr loslassen: ständige Hast und Schreie, aus dem Lager zum Krematorium getragene Leichen von Häftlingen, denen am Tor ein Nagel in die Brust gehauen wurde, in ihren dünnen Streifenanzügen frierende Häftlinge, die sich durch Bewegung – „Pumpen“ – wärmten, aber auch Ratschläge und Hinweise von Mithäftlingen.

Nachdem er zunächst beim Tragen von Baumaterialien arbeiten musste, wurden Mithäftlinge auf August Kowalczyk aufmerksam, die versuchten, gegenseitige Hilfe zu organisieren und brutale Funktionshäftlinge zurückzudrängen. Sie bezogen dabei auch den hilfsbereiten und seine Umgebung mit wachen Augen musternden Jugendlichen ein und sorgten dafür, dass er in einem der Häftlingsblöcke als für einen Saal verantwortlicher sogenannter Stubendienst eingesetzt wurde. Nach einiger Zeit wurde er jedoch im April 1941 den Arbeitskommandos zugeteilt, die beim Abbruch der Dörfer Monowice und Dwory eingesetzt wurden, wo das Bunawerk Auschwitz der IG Farben entstehen sollte. Dort kam August Kowalczyk in Kontakt mit der Organisation von Frauen aus Oświęcim, die Häftlinge mit Lebensmitteln und anderen notwendigen Dingen versorgten und auch konspirativ Nachrichten an Familienangehörige und polnische konspirative Organisationen weiterleiteten. Der Kontakt wurde intensiver, als er kurzzeitig in einem beim Abbruch der in einer Seitenstraße unweit des Marktplatzes gelegenen großen Synagoge von Oświęcim eingesetzten Arbeitskommando mit Helena Stupka, der Leiterin dieser Hilfsorganisation, zusammentraf. Sie suchte August Kowalczyk bereits; seine Mutter war durch einen Zufall mit der Familie Stupka bekannt und hatte Helena Stupka gebeten, ihren Sohn zu finden.

August Kowalczyks Erinnerungen sind in zweierlei Hinsicht aufschlussreich: Sie zeigen die Situation im Konzentrationslager Auschwitz zu einer Zeit, als das Lager noch verhältnismäßig klein war, aber bereits immer stärker ausgebaut wurde; und sie beschreiben, wie Bewohner der Stadt Oświęcim und der Region bereits früh ungeachtet des Risikos Hilfe organisierten und die Informationssperre über Auschwitz durchbrachen, bis hin zu der im Rahmen der Strukturen der späteren Armia Krajowa organisierten Weiterleitung von aus dem Lager geflohenen Häftlingen. Viele dieser Aktionen waren sehr konkret, etwa Lebensmittel an vereinbarten Orten verstecken oder einen Brief an die Familie eines Häftlings weiterleiten. Sie waren jedoch angesichts des Hungers im Lager überlebenswichtig, und sie wirkten auch als Ermunterung für die Häftlinge und förderten Lebensmut, waren also fundamentale Akte des Widerstands gegen die deutsche Besatzungsmacht, bei deren Aufdeckung durch die SS die Helfer selbst gefährdet waren. August Kowalczyk berichtet über seine Haft in Auschwitz und den Widerstand der Frauen von Oświęcim im Jahr 1941 und im ersten Halbjahr 1942, als der größte Teil Europas von den deutschen Armeen besetzt war und das Ende des Krieges noch lange nicht absehbar war.

Auch für August Kowalczyk waren die Kontakte zur Widerstandsorganisation in der Stadt Oświęcim riskant: Als einem SS-Posten am 16. Mai 1942 auffiel, dass der junge polnische Häftling Kontakte mit der Zivilbevölkerung hatte, wurde er noch am gleichen Tag in den Bunker im Block 11 des Stammlagers Auschwitz eingewiesen und nach Verhören durch die Politische Abteilung des Lagers der Strafkompagnie zugeteilt, die damals beim Ausheben eines Entwässerungsgrabens auf dem Gelände des neu errichteten Lagers Birkenau eingesetzt war. In die Strafkompagnie versetzte Gefangene hatten kaum eine Chance, wieder lebend herauszukommen. Deshalb beschlossen einige Häftlinge, durch eine Massenflucht ihr Leben zu retten, und August Kowalczyk schloss

sich an. Er schaffte es am 10. Juni 1942, in Richtung Westen auf das andere Ufer der Weichsel zu entkommen und versteckte sich zunächst in den Feldern (vgl. zum Verlauf und den Folgen dieser Flucht: Zenon Rozanski: Mützen ab. Eine Reportage aus der Strafkompagnie des KZ Auschwitz. Hannover 1948, S. 60ff, Neuauflage Oldenburg 1991, S. 92ff; Teresa Cegłowska: Strafkompagnien im KL Auschwitz, in: Hefte von Auschwitz, 17, 1985, S. 183ff). Kontakte zu Bewohnern des einige Kilometer westlich des Lagers Birkenau gelegenen Dorfes Bojszowy, die den Flüchtling aufnahmen und versteckten, vor allem den Familien Sklorz und Lysko, bedeuteten die Rettung. Sie benachrichtigten auch Helena Stupka von der Widerstandsorganisation der Frauen in Oświęcim, die schließlich am 4. August 1942 mit weiteren Angehörigen der Armia Krajowa und mit ihnen zusammenarbeitenden Weichselschiffern die konspirative Fahrt mit der Eisenbahn vom Bahnhof Oświęcim nach Krakau organisierte. August Kowalczyks Erinnerungen sind also ein durch viele Details anschaulicher Bericht über Auschwitz und den Widerstand gegen die deutsche Besatzungsmacht. Neben Beschreibungen über die Situation der Häftlinge gerade in der Frühzeit, die aus der Perspektive des neunzehnjährigen Jugendlichen immer wieder so in den Erinnerungen anderer Überlebender nicht überlieferte Einzelheiten enthalten, sind auch selten so offen benannte Themen wie der Bericht über Gespräche des jungen katholischen Christen August Kowalczyk und des als Kapo im Abbruchkommando eingesetzten deutschen Kommunisten Karl Bracht, eine für den späteren Schauspieler prägende Rezitation des bekannten polnischen Schauspielers Stefan Jaracz im Mai 1941 in einem Häftlingsblock im Konzentrationslager Auschwitz (beides in den Porträts von Mithäftlingen im zweiten Teil des Buchs), die sexuellen Nöte von Jugendlichen im Lager und den durch Funktionshäftlinge ausgeübten Druck oder die Beschreibung einer trotz des Risikos der Entdeckung unternommenen Wallfahrt vom Versteck in Bojszowy aus zu einem damals in Oberschlesien verehrten Marienbild, noch vor der Weiterleitung nach Krakau, als Dank für die gelungene Flucht aus Auschwitz und Bitte um weitere Hilfe.

70 Jahre nach dem deutschen Angriff auf Polen vermitteln August Kowalczyks Erinnerungen anschaulich und in vielen persönlichen Details den Widerstandswillen gegen die deutsche Besatzungsmacht. Bei einer Neuauflage des Buchs sollte jedoch die Übersetzung gründlich überarbeitet werden. So steht z.B. im deutschen Text „verwandt“ (S. 178), wo der Autor von der Verlauskung schreibt (hier geht es nicht um ein Wort: Läuse übertrugen das Fleckfieber, eine Infektionskrankheit, die für viele Häftlinge tödlich endete, auch weil die SS Fleckfieberkranke und Häftlinge mit Fleckfieberverdacht häufig ermordete); aus dem Deutschen stammende KZ-spezifische Begriffe sind aus dem Polnischen wörtlich zurückübersetzt, so dass SS-Lagerführer als „Lagerleiter“ auftauchen (z.B. S. 99); der Einsatz auf der Baustelle des entstehenden Bunawerks der IG Farben wird als Arbeit „in den Buna-Werken“ übersetzt (z.B. S. 103 und 107); die Funktion des Blockältesten (ein Häftling) und die Stellung des SS-Blockführers (ein SS-Mann) wird verwechselt (S. 198); die innerhalb des Lagers bestehende Hauptschreibstube wird als „die Hauptverwaltung des Lagers“ übersetzt (S. 122). Dies sollte jedoch Interessierte nicht davon abhalten, August Kowalczyks anschaulichen Bericht zu lesen. Denn es gibt wenige in

deutscher Sprache zugängliche Berichte überlebender polnischer Häftlinge der Frühzeit von Auschwitz, die so eindrücklich über den Widerstandswillen und die mutige Hilfsarbeit sowohl der hinter dem Stacheldraht gefangenen Häftlinge als auch der im Schatten der Wachtürme des Konzentrationslagers Auschwitz lebenden Bewohner der Stadt Oświęcim und der Region zwischen Kattowitz und Krakau berichten.

August Kowalczyk: Stacheldraht-Refrain. Eine wahre Trilogie. Deutsch von Siegfried Schmidt. Herausgegeben vom Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau. Oświęcim 2008 (poln. 1995)

Jochen August

Der Bund Deutscher Mädel (BDM)

Das stereotype Bild des Bundes Deutscher Mädel – der NS-Jugendorganisation für die weiblichen Kinder und Jugendlichen – lässt sich durch zwei neue Publikationen auflösen. Der von der Soziologin Dagmar Reese herausgegebene Sammelband „Die BDM-Generation“ beleuchtet einige bisher eher unbemerkt gebliebene Facetten. Thematisiert wird die Trennung der Geschlechter als Herrschaftsmittel, mit der es dem Nationalsozialismus gelang, die weibliche Jugend politisch zu integrieren und an sich zu binden. In insgesamt acht Beiträgen geht es um die Übergänge und Brüche zur weiblichen Jugendbewegung vor 1933 und die Geschichte des BDM. Ein Aufsatz informiert über die nationalsozialistische Jugend in Österreich, und es werden von der Herausgeberin selbst die Weiblichkeitskonstruktionen am Beispiel von Schulungsmaterialien untersucht. Angesprochen werden darüber hinaus der Arbeitsdienst für die weibliche Jugend, der „Osteinsatz“ der weiblichen Jugendorganisation sowie Studentinnen im Nationalsozialismus. In den Aufsätzen, die überwiegend auf archivarischen Quellen und zeitgenössischer Publizistik basieren, erfolgen Auseinandersetzungen mit der Forschungsliteratur. Die Texte stammen von ausgewiesenen deutschen und britischen ExpertInnen.

Die mehrfach mit biographischen Beispielen versehenen Beiträge vermitteln auch, wie die weibliche Jugend in die nationalsozialistische Rassenpolitik eingebunden und an Kriegsverbrechen beteiligt war. Die Texte geben zahlreiche Anregungen für weitere Forschungen. So ist z.B. bis heute der „Widerstand von ehemals jugendbewegten Mädchen innerhalb des Bundes Deutscher Mädel und die auffallende Bedeutung von Geschlechtermischungen in allen Widerstandsgruppen“ ein Forschungsdesiderat. Hier würden sich weitere Forschungen sicherlich lohnen. Noch unberücksichtigt ist auch die Zusammenarbeit des BDM mit anderen NS-Organisationen. Der Band enthält zahlreiche Dokumente und Abbildungen.

Während die Beiträge des von Reese herausgegebenen Bandes als sozialhistorisch bezeichnet werden könnten, ist der Zugang von Birgit Retzlaff und Jörg-Johannes Lechner eher erziehungswissenschaftlich. Sie fragen mit Hilfe von oral history und „computerunterstützter qualitativer Analyse“ nach fakultativen Eintrittsgründen von Mädchen in den BDM. Grundlage ihrer Untersuchung sind zwischen Januar bis Oktober 1997 durchgeführte Interviews. „Nach einer Mitteilung der Universität-Gesamthochschule in einer lokalen Tageszeitung meldeten

sich ca. 40 ehemaligen Mitglieder des BDM, die zu einem Interview bereit waren.“ Die tatsächlich zustande gekommenen 20 Interviews – ergänzt durch sieben Interviews aus anderen Veröffentlichungen – sind natürlich keine repräsentative Grundlage.

Retzlaff und Lechner referieren zunächst die Hintergründe der in den Interviews angesprochenen Themen und werten danach die Fragebögen aus: Es geht um die Entwicklung in der Weimarer Republik, Frauenideologie und Mädchenerziehung im „Dritten Reich“, den BDM zwischen 1933 und 1936 und schließlich die Grundlagen der Mädchenerziehung im BDM. In Bezug auf das Letztgenannte werden vor allem die körperliche Ertüchtigung, weltanschauliche Schulung, kulturelle Bildung und soziale Mädelarbeit thematisiert. Die soziale Arbeit des BDM setzte sich aus sozialen Hilfsleistungen, dem Reichsberufswettkampf, Freizeitlagern und Umschulungen zusammen. Die Mädchen und jungen Frauen sammelten auch für das Winterhilfswerk. Deutlich wird, dass sich die soziale Mädelarbeit nicht auf soziale Dienste für die Mädchen bezog, sondern für die Volksgemeinschaft. Es wird auch noch nach positiven und negativen Erinnerungen gefragt: Das Positivste waren die Angebote, gefolgt von Gemeinschaftserlebnissen und den Uniformen sowie Gleichheit, Spaß u.a. Dies alles ist – wie bereits gesagt – nicht repräsentativ, wie auch negativ bezeichnetes wie „durch schwarze Haare benachteiligt“ oder „von einer Führerin ausgeschimpft“. In der Schlußbetrachtung wird – in einer kurssicheren Auseinandersetzung mit Karl Jaspers' „Vom Ursprung und Ziel der Geschichte“ – über das Lernen zwischen Erinnern und Vergessen reflektiert.

Bei den beiden hier vorgestellten Büchern handelt es sich offenbar um Veröffentlichungen mit einer langen Bearbeitungsphase – was nicht bedeutet, dass sie überholt wären. In der Nationalsozialismusforschung ist die Geschichte der weiblichen Jugendorganisation tatsächlich noch zu wenig Beachtung beigemessen worden. Die vorgestellten Bände tragen dazu bei, einige Facetten aus der Geschichte des Bundes Deutscher Mädel in der Hitler-Jugend wieder in Erinnerung zu bringen und weitere Forschungsperspektiven aufzuzeigen.

Dagmar Reese (Hg.): Die BDM-Generation. Weibliche Jugendliche in Deutschland und Österreich im Nationalsozialismus. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg, 2007 (= Potsdamer Studien, Band 19)

Birgit Retzlaff/Jörg-Johannes Lechner (Hg.): Bund Deutscher Mädchen in der Hitlerjugend. Fakultative Eintrittsgründe von Mädchen und jungen Frauen in den BDM. Hamburg: Verlag Dr. Kovač, 2008 (= Studien zur Zeitgeschichte, Band 66)
Kurt Schilde

Geschichte im Fernsehen: Alles authentisch?

Die Darstellung von Geschichte ist fester Bestandteil des Fernsehens geworden. Nicht nur Gedenktage werden regelmäßig von historischen Dokumentationen und Geschichtsfilm begleitet. Mittlerweile vergeht kein (Fernseh-)Tag ohne filmische Geschichtsbearbeitungen, in jüngster Zeit zunehmend auch fikionalisiert in Form von „Doku-Dramen“.

Diese Popularisierung von Geschichte wird seit Jahren begleitet von einer Auseinandersetzung, an der sich besonders Historiker, Zeitzeugen, Filmemacher und Journalisten beteiligen. Im Zentrum dieser Debatte stehen dabei insbesondere Fragen der Authentizität und historischen Korrektheit von historischen Spielfilmen und die Suggestivkraft des Mediums Film. Kaum jemand könne sich der „Gefühlkontamination entziehen, wenn ein dichtes Geflecht von Emotionen den Zuschauer, auch den schauenden und mitfühlenden Historiker, bildmächtig umgarnet. Diese mit allen Mitteln des Mediums generierte Authentizität verleitet offenbar auch historisch gebildete Zuschauer dazu, den Film für echt zu halten ... Die Verführung zu diesem Irrtum liegt in der dichten Geschlossenheit des Gesamtbildes, das hier geliefert wird. Es gibt keine Leerstelle, keine offenen Fragen, keine Möglichkeit zum Einhaken, zur Phantasie für eigene Bilder, jegliche Vorstellung wird besetzt ... Widersprüche, unterschiedliche Perspektiven, Brüche werden vermieden“ (S. 21f.).

Der hier besprochene Sammelband „Alles authentisch? Popularisierung der Geschichte im Fernsehen“ greift derartige Fragen auf und zielt, so die Herausgeber, darauf, den Dialog zwischen Historikern und Filmemachern anzukurbeln. Im Zentrum steht der Authentizitätsanspruch von Geschichtsfernsehen, so z.B. in den Beiträgen von Rainer Wirtz und Beate Schlanstein. Michael Wildt untersucht in seinem Beitrag den Authentizitätsanspruch der Eichinger-Produktion „Der Untergang“. Der Film, der im wesentlichen auf den Erinnerungen von Hitlers Sekretärin Traudl Junge und Joachim Fests Buch zum Thema beruht, „inszeniert sich gewissermaßen selbst als Quelle“. (S. 75) Nicht nur, dass er auf ein Gegeneinandersetzen, Brechen und Verfremden von Blickwinkeln verzichtet und stattdessen auf die Perspektive des allwissenden Erzählers setzt; er reproduziert, so Wildt, zudem den „Mythos Hitler“.

Einen Einblick in die Produktion von Dokumentationen und die Recherche von Filmmaterialien bietet der Beitrag von Michael Kloft. Da das Medium Fernsehen sich in den vergangenen Jahrzehnten grundlegend gewandelt hat und das klassische Bildungsfernsehen nur noch einen kleinen Teil der Zuschauer erreicht, plädiert er für die Entwicklung zeitgerechter Darstellungsformen. Seiner Meinung nach sind für den Erfolg bei einem jüngeren Publikum neben dem Inhalt auch die Form und Umsetzung des Stoffes wichtig.

Frank Bösch untersucht das Aufkommen des „Zeitzeugen“ in Holocaust-Dokumentationen. „Die Zeitzeugen sorgten für eine Verkörperung historischer Vorgänge ... Ihre farbige Aura brach die Distanz zur schwarz-weißen Vergangenheit und verknüpfte sie mit der Gegenwart.“ (S. 51) Nach einer langen Zeit der Missachtung von Überlebenden beobachtet Bösch einen Vormarsch des Zeitzeugen in historischen Dokumentationen bis zum „Zeitzeugen im MTV-Format“. (S. 67) Auch zukünftig glaubt Bösch an das Fortbestehen dieses Element in Fernsehdokumentationen, da Filmemacher auf einen reichen Schatz an aufgezeichneten Zeitzeugeninterviews zurückgreifen können. Zudem sei es möglich, dass Kinder von Überlebenden mittelfristig eine „sekundäre Zeitzeugenschaft“ (S. 71) übernehmen bzw. Historiker langfristig in eine derartige Rolle schlüpfen. Auch bei Edgar Lersch steht das Genre des Dokumentarfilms im Mittelpunkt seiner Betrachtung. Seiner Meinung nach kommen

Quellen und Zeitzeugenstatements nur selten Beweis- oder Belegfunktionen zu, sie werden in erster Linie lediglich illustrativ eingesetzt. Dass der Einfluss von Experten bei der Produktion von Geschichtsfilmen durchaus gering sein kann, zeigt Martin Zimmermann anhand seiner Beteiligung an der SAT1-Produktion „Der geheimnisvolle Schatz von Troja“. Seine Erfahrungen als historischer Berater führen ihn zu folgendem Schluss: „Geschichte wird in dieser medialen Repräsentation somit zu einem Steinbruch vielfältiger Stoffe, deren Inhalt umgeschrieben werden kann, wenn ansatzweise und entsprechend den Erwartungen des Publikums die Form, d.h. die Stimmigkeit der Requisite, gewahrt bleibt. Ein beratender Historiker ist bei einem Spielfilmprojekt immer Komplize dieser Geschichtsklitterung“ (S. 159). Insgesamt sind die elf Beiträge anregend für die weitere Auseinandersetzung mit Geschichtsfernsehen. Bedauerlicherweise fehlt dem Band gerade beim Thema des historischen Spielfilms eine längerfristige Perspektive. Überhaupt spielen Geschichts-Spielfilme angesichts des Bedeutungszuwachses eine zu kleine Rolle. Dabei ist Geschichte bereits seit den frühen 1950er Jahren ein wichtiger Bestandteil des filmischen Schaffens. Filme, wie beispielsweise „Es geschah am 20. Juli 1944“ (1955) oder „Die Brücke“ (1959) sowie die zahlreichen Kriegs- und Antikriegsfilme (nicht nur der US-Filmindustrie) belegen dies. Leider setzt sich dieser zu enge Fokus auch in der angehängten „Filmographie in Auswahl“ nieder, deren Auswahlkriterien nicht benannt sind und die im wesentlichen nur Filmproduktionen jüngerer Datums abbildet. Hiervon und mancher inhaltlichen Wiederholung abgesehen, liegt mit „Alles authentisch?“ dennoch ein alles in allem lesenswertes Buch zur Popularisierung von Geschichte im Fernsehen vor, das hoffentlich zu einer produktiven Fortsetzung der Debatten zu Geschichte und Film führt.

Thomas Fischer, Rainer Wirtz (Hg.): Alles authentisch? Popularisierung der Geschichte im Fernsehen. Konstanz: UVK, 2008
Thomas Altmeyer

Verlorene Generation

Die „verbrannten Dichter“ sind in einer Reihe sehr verdienstvoller Bücher gewürdigt worden. Es gibt zahlreiche Monografien und Sammelwerke, in denen an die Schriftstellerinnen und Schriftsteller erinnert wird, die Deutschland verlassen mussten, nachdem Hitler an die Macht gelangt war. Ihre Bücher wurden von Studenten und eifertigen Mitläufern am 10. Mai 1933 in die Flammen geworfen; die schriftstellerische Existenz und das Leben vieler Autoren war in Gefahr. Weniger geschrieben wurde dagegen über die Schriftsteller, die Armin Strohmeier in seinem Band die „verlorene Generation“ nennt. Unter ihnen befanden sich eindeutige Gegner des Nationalsozialismus, aber auch Autoren, die der Ideologie der Nazis auf den ersten Blick gar nicht so fern standen – wie etwa Ernst Wiechert oder Werner Bergengruen. Mit ihren Kollegen teilen sie aber das Schicksal des Vergebenwerdens. Sie konnten nicht mehr so schreiben, wie sie wollten. Ihr Publikum, das sie in der Weimarer Republik oder auch schon vorher gehabt hatten, kam ihnen in der NS-Zeit abhanden. Sie wurden mundtot gemacht – im

äußeren und inneren Exil. Ihre Namen sind heute kaum noch bekannt. Strohmeier, Jahrgang 1966, ist Germanist und Autor zahlreicher Biografien (Klaus und Erika Mann, Annette Kolb, George Sand). Die „verlorene Generation“ stellt er in 30 sehr knappen Portraits mit vielen Original-Zitaten vor. Es entstanden lebendige Bilder von höchst unterschiedlichen Persönlichkeiten. Sie sind Juden, Protestanten, Katholiken oder Atheisten. Sie zählen zum Großbürgertum oder zur kommunistischen Partei. Sie sind Soldaten, KZ-Häftlinge oder Insassen von Nervenheilstätten. Sie alle haben eine gebrochene Existenz. Wer kennt noch den Namen von Alma Johanna Koenig? Die 1887 in Prag geborene Jüdin hinterlässt einen wichtigen Roman: „Der jugendliche Gott“, der als Gleichnis auf die Nazi-Herrschaft gedeutet werden kann. 1918 hatte sie in Wien erste Gedichte publiziert, es folgten verschiedene, meist historische Romane, die sich gut verkauften. Ihr Leben ist unruhig, von persönlichen Katastrophen und Krankheit geprägt. Nach dem Einmarsch Hitlers in Österreich lebt sie im Untergrund – bis sie am 27. Mai 1942 deportiert wird. Ihre Spur verliert sich im Ghetto von Minsk. Andere Autoren traf der Nazi-Furor eher mittelbar. Wie etwa Max Hermann-Neiße, 1886 geboren, der die Verse schrieb: „*Ein deutscher Dichter bin ich einst gewesen, jetzt ist mein Leben Spuk wie mein Gedicht*“ und damit zur exemplarischen Stimme des deutschen Exils wurde. In den 1920er Jahren wurde er in Berlin als scharfsinniger Autor gefeiert. Durch einen Unfall in der Kindheit war er kleinwüchsig, kompensiert dies jedoch mit Eleganz und Stil. Er schrieb Gedichte, Stücke und Texte für Kabarets und war Rechtsnationalen und Nationalsozialisten schon immer ein Dorn im Auge. 1933 verließ er Deutschland, weil er glaubte, in seinem Land nicht mehr atmen zu können. Nach einem Aufenthalt in der Schweiz emigrierte er nach England. Natürlich konnte er dort nicht publizieren. Wegen Krankheit blieb ihm 1940 die Internierung erspart; doch wenig später stirbt er, verlassen. Zu seinen Freunden hatte Hans Sahl gehört, den Strohmeier ebenfalls portraitiert. Sahl stammt aus einer großbürgerlichen jüdischen Familie, wird während der Weimarer Republik durch Filmkritiken und vielfältige Publikationen bekannt. Auch er sieht 1933 nur den Weg ins Exil, wenn er weiter arbeiten will. Sahl schlägt sich in die USA durch, schreibt an einem großen Roman, übersetzt wichtige Werke der amerikanischen Literatur ins Deutsche. Ein Wiederanknüpfen an das literarische Leben in Deutschland nach dem Krieg gelingt zunächst nicht. Erst Mitte der 1970er Jahre bekommt er die Anerkennung, die ihm gebührt. Seine Verse „Wir sind die Letzten. Fragt uns aus!“ werden zur Mahnung an die Nachgeborenen. Eindrucksvoll schildert Strohmeier auch die Nöte der Autoren, die das „innere Exil“ gewählt hatten. Werner Bergengruen etwa blieb nach 1933 in Deutschland, schrieb und publizierte weiter. Seine Romane „Der Großtyrann und das Gericht“ und „Am Himmel wie auf Erden“, erschienen in der NS-Zeit, wurden von den Zeitgenossen als Parabel auf die Machthaber gelesen. Die Nazi-Bürokratie ließ Bergengruen gewähren, schloss ihn aber aus der Reichsschrifttumskammer aus. Das schützte ihn später nicht vor den Vorwürfen der Emigranten, er habe sich Vereinnahmungen lassen. Eine „herzliche Wiederbegegnung“ zwischen den inneren und

äußeren Exilanten, auf die er – naiv – gehofft hatte, konnte es nicht geben. In der Bundesrepublik der Nachkriegsjahre kommt Bergengruen in einer konservativ geprägten Lesergemeinde wieder zu gewissen Ehren, aber sein schriftstellerisches Leben bleibt – wie das der Emigranten – von der Nazi-Herrschaft geprägt. In den Streit um das innere und das äußere Exil gerät auch Ernst Wiechert, der eigentlich immer nur „Das einfache Leben“ (so der Titel seines bekanntesten Romans, der 1939 erschien) angestrebt hatte. Dabei hatte Wiechert im inneren Exil durchaus gelitten: Sein couragiertes Eintreten für Martin Niemöller bezahlte er mit mehreren Wochen in Buchenwald und Publikationsverbot. Bis 1945 lebt er zurückgezogen. Die Versöhnung mit den aus dem Exil zurückkehrenden Autoren nach dem Krieg gelingt auch in seinem Fall nicht. Die Positionen sind unversöhnlich. „Über mich hat Hitler gesiegt“ ist das Fazit, das Leonhard Frank zog, als er 1950 nach langen Jahren des Exils aus den USA nach Deutschland zurückkehrte. Diese bittere Bilanz gilt für alle von Armin Strohmeier geschilderten Lebensläufe. Mit seinen eindringlichen Schilderungen kommt der „verlorenen Generation“ die längst verdiente Aufmerksamkeit zu.

Armin Strohmeier: Verlorene Generation. Dreißig vergessene Dichterinnen und Dichter des „anderen Deutschland“.
Zürich: Atrium, 2008

Gabriele Prein

Ein Amerikaner auf Spurensuche in Österreich

Der Titel lässt vermuten und es bestätigt sich auch: „Schlepping durch die Alpen“ ist ein ungewöhnliches Buch, das von Witz und Überraschungen sprüht. Formal handelt es sich um eine Spurensuche des Autors nach jüdischen Wurzeln und dem Nazismus von heute in Österreich. Aber Sam Apple gelangt nicht von ungefähr nach Österreich. Er folgt Hans Breuer, den er durch einen Vortrag über Wanderschafzucht mit jiddischer Liedbegleitung kennengelernt hat. Hans Breuer ist nicht irgendwer. Kommuniste in Frankreich, Ökofreak in Deutschland, ein Looser mit charismatischen und auch rücksichtslosen Zügen. Schillernd, exzentrisch und doch ernsthaft überzeugend – ein Kind der 60er Jahre. Er ist die Person, um die sich das Buch dreht, und die die Maßstäbe setzt. Als Jude ist Hans Breuer allerdings nicht der Jude, wie ihn sich Sam vorgestellt hatte. In seiner Familie war es nicht der kommunistische Vater, sondern die kommunistische Mutter, die im „Dritten Reich“ verfolgt worden war. Breuers späteres, viel bewegtes Leben reflektiert die 60er und 70er Jahre voller Humor und auch Tragik. Breuers persönliches Leben blinkt nur peu à peu zwischen seinen 625 Schafen hervor. Durch ihn erfahren wir über die Tradition und Praxis des Wanderschafhütens und seine verschiedenen Aspekte, über geschichtlich-philosophische Themen wie die Vorstellung des „Ewigen Juden“, aber auch die Kunst des Mähens mit der Sense und Breuers Liebes- und Beziehungsleben. Sam Apple wiederum schildert seine vorsichtigen Versuche, den Österreichern jüdisch-antijüdische Bekenntnisse zu entlocken. Er muss feststellen: „Die Juden waren kein Thema.“ Und das in einem Jahr, in dem ÖVP, FPÖ und Jörg

Haider ein munteres Dreigestirn bilden. Sam Apple dämmert langsam. „Wer also zufällig in den Alpen wandert und dabei einem Mann begegnet, der jiddische Lieder singt und einen Hund auf ein Schaf im Regenmantel hetzt, hat keinen Grund zur Sorge.“ Sam Apple hat viel Ernsthaftes und Amüsantes verbunden – aus der Zeit der Naziherrschaft, wie auch Aktuelles, fiktiv wie auch faktisch – eben „ein etwas anderes Reisebuch“. Alles hat er zu einem spannenden, humorvollen Text verschachtelt, so dass „Schlepping durch die Alpen“ bis zum Schluss voller Spannung zu lesen ist. Ein Buch, das man auch ohne Zweifel zweimal lesen kann, ohne Schaden zu nehmen.

Sam Apple: Schlepping durch die Alpen. Ein etwas anderes Reisebuch. Zürich: Atrium, 2007

Rosa Rahner

„Denke und handle getreu den klaren Quellen deines Wesens“

Als im Mai 1940 die deutsche Wehrmacht Frankreich überfiel, deportierten die französischen Behörden die Elsässer in den Süden des Landes, denn sie galten als deutsch-freundlich. Binnen kurzem wurde die Bevölkerung in Güterwaggons abtransportiert. Straßburg wurde zur Geisterstadt. Aber so retteten einige Juden ihr Leben, denn sie versteckten sich im Süden und kehrten nicht zurück, als es wieder erlaubt wurde. Vielen Deutschen ist diese Episode des 2. Weltkrieges nicht bekannt. Die Besatzer teilten Frankreich in die von ihnen besetzte und die (vorerst) freie Zone auf, letztere unter der so genannten Vichy-Regierung unter Marschall Pétain, die mit den Deutschen kollaborierte. In beiden Zonen formierte sich die Résistance. Es war verboten, von der einen Zone in die andere zu wechseln. Trotzdem taten es viele.

Im April 1942 wurde die elsässische Ärztin Dr. Adélaïde Hautval in Bourges beim Überqueren der Demarkationslinie verhaftet, als sie ihre schwerkranke Mutter besuchen wollte. Sie wäre gar nicht aufgefallen, hätte sie sich nicht auf dem Bahnhof für eine jüdische Mutter eingesetzt, die von den Besatzern misshandelt wurde. Weil sie sich im Gefängnis auch noch einen Stern bastelte, wie ihn ihre Zellengenossin tragen musste, wurde sie als „Judenfreundin“ – ein strafbares Delikt – mit dem Transport vom 24. Januar 1943 nach Auschwitz deportiert, wo sie die Nummer 31802 bekam und in Birkenau als Häftlingsärztin eingesetzt wurde. Adelheid Haas wurde am 1. Januar 1906 im Luftkurort Le Hohwald in den Vogesen als 7. Kind eines Pastors geboren. Ihr Vater ließ dort um die Jahrhundertwende eine der wenigen evangelischen Kirchen im Elsass erbauen. Protestanten hatten es nicht leicht in dem katholischen Land; so war die Pfarrersfamilie sensibilisiert für Diskriminierung. Haidi Haas studierte Medizin in Straßburg, promovierte 1933 und arbeitete als Ärztin in verschiedenen Krankenhäusern. Die Familie änderte ihren Namen Haas nach der französischen Schreibweise ihres Heimatortes in Hautval, und so schritt Adélaïde als Französin durch das Lager von Auschwitz, mit ihren Gefährtinnen die Marseillaise singend. Natürlich verging ihnen das Singen sofort. 10 Wochen nach der Ankunft waren von den 230

Frauen 160 tot. Dr. Hautval überstand die grauenhaften Zustände dank ihrer inneren Stärke und half, wo immer sie konnte. Als sie dem berüchtigten SS-Arzt Dr. Wirths bei seinen Versuchen an Menschen assistieren sollte, verweigerte sie sich erfolgreich, litt aber sehr an der Unmöglichkeit, retten zu können. Am 16. August 1943 stand Dr. Hautval selbst auf einer Todesliste und überlebte, weil die Blockälteste Orli Reichert-Wald sie verstecken konnte. Nach langer Typhus-Erkrankung wurde sie im August 1944 nach Ravensbrück verlegt, wo sie ebenfalls unermüdlich half bis zur Befreiung des Lagers durch die Rote Armee am 30. April 1945. Die SS-Bewachung war geflohen, und Haidi „spielte die Marseillaise auf dem Klavier der Oberschwester in ihrer Villa ausserhalb des Lagers.“ Sie selbst hatte den Kreis geschlossen. Mit einigen Wenigen blieb sie bei den Kranken im Lager und kam erst am 25. Juni mit ihrer Kameradin Geneviève Leider nach Paris zurück. Im Dezember 1945 erhielt sie dort das Kreuz der Ehrenlegion. Ihren Bericht über Auschwitz und Ravensbrück schrieb sie 1946 und trat in mehreren Prozessen gegen die KZ-Mörder als Zeugin auf. Dr. Hautval arbeitete zunächst als Schulärztin in Besançon, später in einem Pariser Armenvorort, wo sie mit ihrer Freundin lebte. 1961 protestierte sie gegen die mörderische Algerien-Politik Frankreichs, und 1965 wurde sie in Yad Vashem als „Gerechte und den Völkern“ geehrt. 1987 überarbeitete sie ihren KZ-Bericht, strich leider manches. Sie pflegte ihre Freundin bis zu deren Tod, dann nahm sie sich im Oktober 1988 das Leben.

Die Erstausgabe ihrer Dokumentation „Médecine et crimes contre l'humanité“ erschien erst 1991, herausgegeben von ihrer Freundin Dr. Claire Amboselli, mit Erläuterungen ihrer Mitgefangenen Anise Postel-Vinay. Gerlind Schwöbel übernahm Teile davon in ihr Buch über Christinnen in Ravensbrück („Nur die Hoffnung

hielt mich“, Frankfurt 2002). 2006 erschien eine Neuauflage in der Collection Résistance, Paris, und im Herbst 2008 die deutsche Ausgabe in der Übersetzung von Hermann Unterhinninghofen, herausgegeben von Florence Hervé und ihm, angereichert durch Zeugenberichte, die auch die Solidarität unter den gefangenen Frauen betonen, und einen Abschnitt über pädagogische und Gedenkarbeit. Nach Erscheinen der französischen Erstausgabe erinnerte sich das Elsass an die mutige Ärztin. Auf Betreiben des rührigen Bürgermeisters ihres Geburtsortes, Gérard Hazemann, wurde in Le Hohwald ein Gedenkbrunnen für Dr. Adélaïde Hautval am 11. November 1991 eingeweiht, dem Gedenktag für das Ende des 1. Weltkrieges. Am 6. Juli 1993 wurde am bekannten Krankenhaus HautePierre in Straßburg eine – wenn auch kleine – Straße nach ihr benannt. Die Oberbürgermeisterin und spätere Ministerin Catherine Trautmann enthüllte das Straßenschild und nannte Dr. Hautval „stark wie einen Schrei“. Es gibt eine ständige Ausstellung über ihr Leben, zu erfragen über das Zentrum für Menschenrechte CIDH in Sélestat. Ein Freundeskreis, begründet von Gérard Hazemann, Hans Adamo und mir, organisiert Kolloquien und Gedenkwanderungen, besonders mit Schülern. Haidi Hautval hatte niemals Aufheben von ihrer hilfreichen Arbeit gemacht und verfügt, dass ihr lakonischer und prägnanter Bericht erst nach ihrem Tode erscheinen sollte. Ihm ist auch in Deutschland, gerade dort, weite Verbreitung zu wünschen.

Adélaïde Hautval: Medizin gegen die Menschlichkeit. Die Weigerung einer nach Auschwitz deportierten Ärztin, an medizinischen Experimenten teilzunehmen, Karl Dietz Verlag, Berlin 2008

Gaby Rehne